Biogr.
1234

Gesch. Bibl. deutschen. p. 113.

Biogr. 1234.

1255.

# Walther der Deutsche.

## Biographie
eines berüchtigten Niedersachsens,
welcher
Dieb, Räuber, gebrandmarkter
und geächteter Verbrecher,
und doch ein redlicher Mann war. —

Aus dem
jetztlaufenden Säculum ausgehoben
und herausgegeben
von
Carl Busse.

Non ignarus mali, miseris succurrere disco.

Holzminden,
im Bohnschen Verlage,
1798.

222

Bayerische
Staatsbibliothek
München

22

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Vorerinnerung.

Die nachfolgende, biographische Geschichte hat, wenn sie auch aller andern Verdienste entbehrt, doch wenigstens den Vorzug, daß sie sich **wirklich** irgendwo zugetragen hat, und bis auf die kleinsten Nebenumstände **authentisch** ist. Auch hat sie bis jetzt noch kein Schriftsteller benutzt, wiewol sie es verdiente, vielleicht, weil sie zu unbekannt blieb, oder auch, weil sie in unserer Mitte vorfiel; denn hätte ein anderes Land den merkwürdigen Mann hervorgebracht, schon längst läsen wir sein sonderbares Leben im Original, und mehrere Uebersetzungen der deutschen Geschwindschreiber!

Mögen diese Versicherungen für die mehrsten Leser hinreichend seyn, mei-

ner Geschichte einige Augenblicke der Aufmerksamkeit zu widmen: wer gern mehr wissen mögte, und sich auf Muthmaßungen legt, der findet ja ohnehin Gelegenheit genug darin, aus der Vergleichung der einzelnen Umstände, Zeit, Ort, und andere Sachen mit Wahrscheinlichkeit errathen zu können. Mir selbst war es übrigens nicht erlaubt, die wahren Namen der handelnden Personen, wie auch noch nähere Data der Begebenheit anzugeben, theils weil die Geschichte selbst noch zu neu, zu nahe, und auffallend ist, theils aber auch, weil viele dabei selbst interessirte Personen noch leben; und ohne Beruf Sachen zu entdecken, die lieber noch eine Weile Geheimniß geblieben wären, liegt, meiner Meinung nach, außerhalb den Gränzen meiner Pflicht, und meines Gefühls, besonders wenn eine solche Entdeckung vielfachen Schaden, und gar keinen Nutzen stiften kann.

Ob übrigens die Geschichte selbst es werth war, näher bekannt gemacht zu werden, darüber mag das eigne Gefühl

des Lesers entscheiden. Sie enthält wenigstens mehrere, **interessante Züge, sonderbare Begebenheiten**, und **unerwartete, überraschende Auftritte**, welche wohl im Stande sind, die Aufmerksamkeit zu fesseln: und die harten, größtentheils unverdienten Leiden und Widerwärtigkeiten des Helden, der darin auftritt, der von Natur gewiß ein redlicher, braver Mann war, und nur durch eine **traurige Convenienz** äusserer Umstände zu Handlungen verleitet wurde, die das Gepräge eines Mangels an Klugheit und Erfahrung, eines unentschuldbaren Leichtsinnes, und mit unter auch wol einer wirklichen Strafwürdigkeit tragen, gewinnen ohngeachtet seiner Schwächen und Verirrungen dennoch das Herz fühlender Menschen für ihn. Doch dies alles waren blos Nebengründe für mich, als ich mich entschloß, seinen Lebenslauf bekannt zu machen; und der wichtigste, **determinirende Grund** war der, daß er überall so fruchtbar an lehrreichen Bemerkungen ist.

Einmal, schien mir durch die ganze Geschichte die traurige Wahrheit verwebt zu seyn, daß **unsere äußere Lage und unsre jugendliche Erziehung einen entscheidenden Einfluß auf unsre Denk- und Handlungsweise haben**, und daß die Bildung unsers Characters, mithin auch unser Wohlverhalten und unsre Tugend, so oft nichts weiter, als Folgen der Umstände sind, unter welchen wir leben: in wie fern dies für Manchen ein Fingerzeig werden kann, liegt hell am Tage.

Sie gab mir ferner einen neuen Beweis dafür, **wie wenig zuverlässig, und wie so irrig oft die Urtheile der Menschen über ihre Brüder sind**, wie selten man Ursache habe, ihnen völligen Glauben beizumessen, und wie sehr man dem **Behutsamkeit, Vorsicht und Schonung** zu empfehlen habe, der über irgend einen Bruder, besonders einen irrenden aburtheln will; denn der Mann, dessen Lebenslauf

ich hier erzähle, wurde damals allgemein, und wird auch jetzt noch hie und da für einen Leichtsinnigen, keine Entschuldigung verdienenden, strafbaren Verbrecher gehalten; aber in wie fern er das sey, oder nicht sey, mag das nachstehende, treu copirte Bild seines Lebens selbst entscheiden.

Allein, wäre das auch der Fall; so bleibt mir doch seine Geschichte höchst interessant und unvergeßlich, da ich durch sie die große, wohlthätige, herzerhebende Wahrheit bestätigt finde, daß **alle unsre Schicksale, alle Begebenheiten der Welt, alle Ereignisse, Gutes und Böses, unter der ganz besondern Aufsicht und Leitung einer mitwirkenden Vorsehung stehen!** Eine Wahrheit, die in trüben Lebensaugenblicken allein schon das Herz des Dulders trösten, und Muth und Zuversicht der verzagenden Seele so mächtig wieder verleihen kann! Und, o gäbe es wol ein süßeres Geschäft, als Spuren derselben aufzusammeln? Gäbe

Allgewaltig schwinget das Schicksal den ehernen Scepter über seine sterblichen Sclaven, leitet und formet sie nach seinem Gefallen, und giebt oft gebieterisch über Recht und Unrecht, Gutes und Böses, Tugend und Laster den Ausschlag. Zehnmal erliegt die leidende Schwäche in der versuchenden Stunde, indes einmal vielleicht der Heroismus des stärkern Weisen muthig der Hyder trotzt, die ihn zu stürzen droht. Deutlicher Fingerzeig für den, dessen Hand so bereitwillig ist, gleich das entscheidende Verdammungsurtheil über den gleitenden Bruder zu unterschreiben! —

In einer einsamen Gegend des **nördlichen Deutschlands** liegt das kleine, wenig bekannte Dörfchen, wo in der ersten Hälfte des heurigen Säkulums ein Mann geboren wurde, der durch seine sonderbaren Schicksale sowol, als auch durch seinen so auffallend contrastirenden Lebenswandel die Aufmerksamkeit aller an sich zog, die ihn kannten, oder zu deren Ohren auch nur das Gerücht seinen weit und breit verschollenen Namen trug.

Armselig und klein war **Walthers** väterliche Hütte: schlecht und dürftig, wie sie, auch seine Erziehung. Seine Eltern, ein Paar ehrlicher Tagelöhner, konnten oft kaum im Schweiße ihres Angesichts Brod genug für sich und ihre sieben Kinder gewinnen; und hatten zu sehr mit dem drükkenden Mangel zu kämpfen, als daß sie für die Erziehung und Bildung ihrer Kleinen die gehörige Sorge tragen konnten: auch waren sie selbst an Einsicht und Kenntniß sehr arm. Sich allein also überlassen,

wuchs unser junge Walther auf, wie ein verwilderter Strauch, der zu seiner Zeit vielleicht viel der herrlichen, goldenen Früchte getragen hätte, wenn seiner gehörig gewartet wäre. Denn der Knabe zeigte schon früh viel Feuer und Geist, und ließ bei dieser und jener Gelegenheit manch schönes Talent aus seiner rohen Seele hervorschimmern. Unter andern Umständen wär' er vielleicht ein großer Mann geworden; aber in seiner dermaligen Lage wurden all' diese guten Anlagen entweder völlig vergraben, oder gar wol verdreht!

Wie froh war sein Vater, als er ihn endlich soweit herangewachsen sah, daß er sich selbst nun sein Brodt verdienen konnte! Er hatte bei Zeiten einen Herrn für ihn aufgesucht, und binnen kurzem sah Walther sich schon an einen Bauer vermiethet, dem er die Pferde hüten mußte. Ein kärgliches und elendes Gewerbe für einen raschen und feurigen Jüngling, dessen Geist sich zu einer

höhern Bestimmung berufen glaubte! Und dennoch hätte Walther dies Loos gern ertragen, wenn nicht der unbedeutende Lohn, der kaum hinreichte, seine Blöße damit zu decken, die geringe und schlechte Kost, die ihn oft tagelang zu hungern nöthigte, und das unaufhörliche Toben und Rasen seines unbarmherzigen, gefühllosen Herrn, der selten einen Tag vergehen ließ, an dem er nicht mit fürchterlichen Schlägen den Rükken des armen Pferdeknechts zerfleischte, ihn endlich mit seinem jämmerlichen Zustande höchst unzufrieden gemacht, und in seiner Seele zuerst den Wunsch erregt hätte, aus demselben auf irgend eine Art baldmöglichst erlöset zu werden. Es bedurfte nur wenig noch, um ihn anzuspornen, selbst an der Erfüllung dieses Wunsches zu arbeiten: und als der rohe Barbar ihm einst um eines unerheblichen Versehens willen eine grausame und unmenschliche Züchtigung gab, und den armen Zerschlagenen noch dazu einen ganzen Tag hungern ließ; da war sein Ge-

danke zum Entschlusse gereift — er wollte fliehen!

Aber wie? Das war nun die schwårige Frage, die ihm lang und breit zu schaffen machte! Bald fiel es ihm ein, zu seinem Vater zu flůchten; aber was fůr ein Empfang harrte dann seiner? Bald wollt' er allein in die weite Welt; aber womit und wovon sollt' er dann leben —?

Indes er noch so hin und her dachte, kam ihm auf einmal ein unerwarteter Gedanke in die Quer. „Wie, dacht' er bei sich selbst, wenn Du Dich auf Deines Herrn bestes Pferd setztest, und über die Grånze jůgest; dann kőnntest Du ja das Pferd leicht verkaufen, Dir Geld machen, und Dein Glůck auf einem bessern Wege suchen, und —" hier stockt' er: sein inneres Gefůhl sagte ihm an, daß dies nicht recht sey; und nun begann ein langer Kampf zwischen seiner natůrlichen Redlichkeit und dem Ueberdrusse seines Elends. Endlich siegte der letztere, und der Entschluß war zur Reife

gediehen. Er holte schnell das beste Pferd herbei, schwang sich hinauf, und jagte davon. —

---

Kaum war er über die Gränze gekommen, als sich auch schon ihm eine erwünschte Gelegenheit an die Hand bot, seinen Raub gut an den Mann zu bringen. Er erhielt dafür zwar wenig nur, aber doch immer so viel, als er noch niemals besessen hatte. Wer war in diesem Augenblicke glücklicher, als er? Hundertmal rollte sein Reichthum aus einer Hand in die andere: hundertmal beäugelte er die blitzenden Thaler, und konnte sich nicht satt an ihnen schauen. Da war mit einem Male alles vergessen, was er erduldet hatte: da schwebten ihm nur die frohen Stunden vor, die er sich nun zu schaffen im Stande war: da wurde Plan auf Plan gemacht, und Plan auf Plan verworfen; da verlor seine Seele sich ganz schon in dem taumelnden Gedanken der künftigen Herrlichkeit, als auf einmal,

und diesmal nachdrücklicher, eine innere Stimme erwachte, die ihm, wie Donnerschläge, in die Ohren klang. „Du hast übel gethan, rief sie, Du bist ein Bösewicht vor Menschen und vor Gott!“

Schnell schlug er in sich, und eilte zurück, um den Käufer seines Pferdes aufzusuchen, sich ihm zu entdecken, und, wo möglich, Vergebung bei seinem Brodherrn und Vater zu suchen; allein jener war nirgends mehr zu finden. Unglückliche Lage! Was sollt' er nun machen? Wohin nun sich wenden? Betäubt vor Angst und Verwirrung, ging er den nächsten, besten Weg, welchen er antraf. Wohin dieser ihn führen würde, das wußte er selber nicht.

Noch war er keine Stunde gegangen, als sich der Fußpfad in ein dickes Gehölz verlor, worin es dunkel und schaurig war, wie um die Mitternachtsstunde. Ein dumpfer Schauder überfiel ihn, da er hineintrat aber wie groß war sein Schreck, als er plötzlich ein ängstliches **Gewinsel** zu

hören glaubte, das aus dem Gebüsche linker Hand zu erscholl. Er stutzte, und horchte voll Erwartung noch einmal zu, ob er sich auch vielleicht geirrt haben könnte; allein je mehr er lauschte, um desto stärker und vernehmlicher schien das Gestöhne zu werden. Jetzt wollt' er flüchten, weil er sich nicht völlig in Sicherheit glaubte, und eine Räuberbande vermuthete, die sich hier irgendwo versteckt hätte, um ihn zu überfallen, und ihm sein Geld abzunehmen. Doch unvermuthet kehrte sein Muth wieder zurück, und es wandelte ihn eine dringende Neugier an, den sonderbaren Vorfall näher zu untersuchen. Rasch drängte er sich hin durch das dichte Gebüsch, und eilte der Gegend zu, woher das Gewinsel erscholl.

Himmel, welch ein Anblick! Ein junger, unglücklicher Mensch lag da, halb nackt und entblößt, mit zerfetztem Cörper, mit zerrauftem Haar, mit blutigem Antlitz, mit wundgeweinten Augen.

„Ach, erbarme Dich, Wanderer! stöhnte er seufzend. Sie haben mich überfallen, ausgeplündert, niedergestoßen! Sey mitleidig, Mann; bringe mich wieder zu Menschen, so findest Du Gnade vor Gott!"

Walther wollte sprechen, und konnte nicht. Bestürzung und Schmerz beklemmten sein Herz. Er stand einen Augenblick, wie eingewurzelt und sprachlos da, und sah starr auf den Elenden hin. Endlich machte ein heißer Thränenstrohm seinem beklommenen Herzen Luft. Er trat näher zu ihm, richtete ihn auf, trocknete emsig das Blut von seiner Stirn ab, verband, so gut er konnte, seine Wunden, hob ihn darauf auf seine Achsel, und trug ihn schweigend und betäubt zum nächsten Dorfe zurück. —

Hier ließ er seiner aufs beste pflegen und warten, und hatte die Freude, zu sehen, wie es mit dem unglücklichen Fündlinge immer besser und besser ward. Er vergaß sogar über diesem wohlthuenden Geschäfte seine eigene mißliche Lage, und die

große Gefahr, die er lief, entdeckt und verrathen zu werden. Augenblicklich unterdrückte er jeden Gedanken, der hierüber in seiner Seele aufsteigen wollte, und war nur immer um den geretteten Freund besorgt. Er wich ihm nie von der Seite: er kaufte für ihn neue Kleidung; er ließ ihm Erquikkung reichen, und betrieb dies alles mit einer Geschäftigkeit, die ihres Gleichen nicht hatte.

Voll Erstaunen über eine solche Edelmüthigkeit, und von innigster Rührung durchdrungen, drückte ihm der Fremde dankbar die Hand. Eine helle Thräne glänzte ihm im Auge, und still fleht' er zum Himmel empor, ihm bald eine Gelegenheit zuzuführen, wo er solch eine Liebe vergelten könnte.

„Aber, wer bist Du denn, edler Mann?" hub er endlich mit schwacher Stimme an. Laß dies jetzt gut seyn, erwiederte Walther, der Mühe hatte, hier seine Verwirrung und Verlegenheit zu ver=

bergen. Du sollst mehr erfahren, wenn wir allein sind. Jetzt erzähle mir Deine Geschichte — wie bist Du unter die Bösewichter gefallen?

Da erzählte nun der Fremde, wie er **in Diensten des Herzogs von W***** noch stehe, wie er auf Befehl seines Herrn eine Reise nach B**** habe antreten müssen, um dahin eine große, ansehnliche Geldsumme zu überbringen, und wie er aus Unkunde des Weges sich unglücklicher Weise von der Heerstraße ab in jenen unsichern Wald verloren habe.

„Ich hatte kaum noch bemerkt, fuhr er fort, daß sich mein Weg verlor, und stand eben im Begriff, mein Pferd zurück zu lenken, als plötzlich zwei starke Kerls aus dem dicken Gebüsch hervorsprangen. Der Eine fiel meinem Pferde in den Zügel, und drohte mit furchtbarer Stimme, mir auf der Stelle den letzten Rest zu geben, wofern ich den geringsten Laut von mir geben, oder es nur wagen würde, entfliehen

zu wollen; während der Andere zu wiederholten Malen auf einer kleinen Pfeife pfiff. Ich wußte nur zu gut, was dies zu bedeuten habe, und wirklich währte es kaum auch einen Augenblick, so hatte mich eine Bande von funfzehn handvesten Räubern umringt. „**Herunter mit dem Wicht!**“ brüllten einige derselben, und packten mich bei meinem rechten Arme. Ich wehrte mich, wie ein Verzweifelnder, da ich sah, daß es auf mein Leben abgesehen sey, und von Wuth geblendet, vertheidigte ich mich noch etwas gegen den Trupp, und brachte einigen meiner Feinde gefährliche Wunden bei. Endlich aber unterlag ich der Uebermacht, stürzte ohnmächtig hernieder; die Unmenschen bemächtigten sich meiner, und schleppten triumphirend ihre Beute fort. Einer unter ihnen, schwang sich unterdessen auf mein Roß, und sprengte säuselnd ins nächste Gebüsch; die Andern banden mich Unglücklichen an Händen und Füßen, und warfen mich an einem Baume zu Boden.“

„Drauf schlossen sie einen furchtbaren Creis um mich, und hielten ihren Blutrath. Anfangs schien es, als wenn sie nicht darüber eins werden konnten, was sie mit mir machen sollten. Zuletzt, da sie nach Verlauf einer Viertelstunde noch keinen Entschluß gefaßt hatten, schrie eine furchtbare Stimme alle andre über: „Was macht Ihr so viel unnöthige Umstände um den Lumpenhund, Brüder? Jagd ihm eine Kugel durchs Hirn!" Diese schrecklichen Worte riefen mich wieder ins Bewußtseyn zurück, und ein eiskalter Schauder rüttelte mich durch und durch; aber bald nachher fiel ich in eine noch stärkere und längere Ohnmacht, wie vorher."

„Als ich nach einer langen Pause endlich wieder zu mir selbst kam, fand ich zu meinem größten Erstaunen mich ganz allein. Die Räuber mußten also nachher ihren Entschluß geändert haben, der anfangs auf mein Leben abzielte, und waren davon geflohen, nachdem sie sich meiner Börse, mei-

ner Uhr, und aller Kleidungsstücke, die sie in der Eile hatten ausziehen können, bemächtigt hatten. So lag ich nackt, hülflos und entkräftet da, und würde wahrscheinlich schon jetzt ein Raub des Todes geworden seyn, wenn der Himmel mir meinen edlen Retter nicht zu Hülfe gesandt hätte. —"

Hier endete er, und heiße Thränen stürzten über seine Wangen herab.

Und, fragte Walther nach einer kleinen Weile, Du kanntest keinen von allen den Bösewichtern?

„Keinen, erwiederte er; denn mich hat der Zufall zum ersten Male durch diese Gegend geführt, und alle Barbaren waren verkleidet und verkappt."

So war sie doch nicht völlig ohne Grund, gedachte Walther bei sich selbst, die schauerliche Ahndung, die mich kalt anwehete! und ein tiefer, mitleidsvoller Seufzer entpreßte sich bei dem Gedanken seiner Brust.

Indes war die Nacht schon weit vorgerückt; der Dorfwächter blies ein Uhr; das dringende Bedürfniß der Ruhe stellte sich auch bey ihnen ein, und ein sanfter Schlummer machte ihren Mühseligkeiten und Sorgen für dasmal ein Ende. —

Walther erschrak nicht wenig, wie es schon hoch am Tage war, als sie erst wieder erwachten. Schleunigst schickte er sich zur Abreise an; denn ein längerer Verzug war höchst gefährlich, und konnte ihm Freiheit und Leben kosten. Er flog also noch einmal in die Arme seines neuen Freundes, schenkte ihm die Hälfte seines noch übrigen Geldes, und bat den erstaunten Fremdling, dessen Verwunderung über die unerklärliche Großmuth des edlen Wohlthäters mit jeder Minute wuchs, sein auch in der Ferne nicht zu vergessen. Die stumme Thräne, der wehmüthige Handdruck desselben sicherte ihm ewiges Angedenken zu; und durch diesen Trost gestärkt, wandte sich

Walther auf einmal schnell um, und eilte flüchtenden Fußes von dannen. —

---

Kaum war er wieder allein; so stellte sich auch sein eigner, trauriger Zustand, der immer bedenklicher zu werden schien, ihn fürchterlicher, als je, vor die Augen dar. Noch immer war er nicht weit genug von seinem Vaterlande entfernt, um völlig sicher und unentdeckt irgendwo leben zu können, sondern jeden Augenblick lief er Gefahr, verrathen, und zur gebührenden Strafe ausgeliefert zu werden. Dieser Gedanke erweckte in ihm eine Furcht und Angst, die ihn unstätt von einem Orte zum andern trieb; und jedes unbedeutende Geräusch, jedes abfallende Blatt jagten ihm ein neues Schrecken ein. Bald kam es ihm vor, als wenn des Himmels strafende Gerechtigkeit den fliehenden Verbrecher verfolge; dann lief er eiligst davon, bis er entkräftet und odemlos zu Boden stürzte: bald erwachte in ihm eine schmerzliche Reue; dann hielt

er plötzlich ein, und wollte zurückkehren, seinem Herrn und Vater zu Füßen sich stürzen, und sie durch Thränen um Milderung seiner Strafe anflehen. Diese unaussprechliche Angst vermehrte noch der Gedanke, daß er nun bald wieder mit dem schrecklichen Mangel werde kämpfen müssen; denn sein Capitälchen war sehr zusammengeschmolzen, und die wenigen Groschen, die er noch besaß, versprachen ihm kaum noch auf einige Tage kärglichen Unterhalt.

Mit solchen traurigen Aussichten beschäftigt, wankte er schon am Rande der Verzweiflung hin und her, und wollte seinen Tod auf irgend eine Weise zu befördern suchen, als sich **unvermuthet ein unbekannter Mann** zu ihm gesellschaftete, und ihm mit freundlicher Miene Tageszeit bot.

Walther ward blaß vor Schrecken; denn er glaubte, nun verrathen zu seyn. Allein wie groß war seine Verwunderung, als er bald erfuhr, daß es ein Werber sey,

der auf seinen Fund ausgegangen war, weil eben die Kriegsflamme wieder völlig aufzulodern begann. Seine anfängliche Furcht schwand nun allmählig, und er ließ sich mit dem neuen Reisegefährten in ein vertrautes Gespräch ein.

Dieser, der den jungen Mann aufmerksamer betrachtete, und ihn groß, stark und wohlgebildet fand, ließ sich nicht undeutlich merken, daß er wol Lust habe, ihn in Dienste zu nehmen; und da er zu seiner Freude fand, daß er nicht so ganz abgeneigt dagegen war, so wurden sie ihres Handels bald einig. **Walther** empfing ein ansehnliches Handgeld, und **wurde Soldat.**

Nun war dem drohenden Mangel abermals abgeholfen, und was noch wichtiger für ihn seyn mußte, er konnte nun mehr, als jemals die Hoffnung hegen, daß man ihm nicht so leicht auf die Spur kommen werde. Er wurde also nach und nach heiterer. Die aufgeweckte Laune und die unterhaltenden Erzählungen seines Gefährten

stimmten ihn wieder völlig zur Freude. Vergnügt kehrten sie am kommenden Abend im nächsten Dorfe ein, thaten sich gütlich, und vergaßen bei dem gefüllten Glase alle Leiden und Mühseligkeiten des irdischen Lebens.

In der That schien diese neue Laufbahn auch für Walthern mehr Glück zu versprechen. Er erlernte die nöthigen Uebungen geschwind, und so gut er nur konnte, war willig und pünktlich in seinem Dienste, und erwarb sich durch sein stilles, eingezogenes Leben, durch sein bescheidenes Betragen, und durch die uneigennützige Dienstfertigkeit, die er bei allen Gelegenheiten blicken ließ, gar bald die Achtung und endlich das vollkommne Zutrauen seiner Obern, und die Freundschaft und Liebe seiner Cammeraden, von denen der eine sich immer noch lieber zu ihm drängen, und sein Freund werden wollte, als der andere.

So verstrichen denn mehrere Monden für ihn in Ruhe und Frieden, als plötzlich das Regiment, unter welchem er stand,

schleunige Ordre zum Aufbruch erhielt. Der Feind nämlich war unvermuthet mit Heeresmacht aufgestanden, und bedrohte das Land mit einem gefährlichen Einfall. Dies zu verhindern, mußten in größter Eile alle Truppen aufbrechen, und sich ihm entgegen stellen, um wo möglich, jenen Angriff zu vereiteln. Es kam bald zum hitzigen Kampfe. Alle Soldaten stritten muthvoll für ihr Vaterland; aber vor allen leuchtete Walthers Tapferkeit hervor: er, bereit, jeden Augenblick Leben und Blut für seinen geliebten Landesherrn freudig aufzuopfern, war immer der erste im Kampfe, eilte stets in den hitzigsten Streit, und verließ unter allen immer zuletzt erst das blutige Schlachtfeld.

Ein solcher rühmlicher Eifer konnte nicht lange unbemerkt und unvergolten bleiben, und zur Belohnung für diese treuen Dienste ward **Walther** binnen **wenig Wochen schon zur ersten Unterofficierstelle erhoben**, von seinen Vorgesetzten zu

den wichtigsten Unternehmungen gebraucht, und richtete diese stets mit einer Geschicklichkeit und Vorsicht aus, die ihm von Tage zu Tage immer mehr Ruhm und Ehre von allen Seiten einerndten ließ.

Aber höher ließ es sein Schicksal nicht zu, daß er noch steigen sollte; und es schien, als wäre er zu lange schon glücklich gewesen. Ein unvermutheter Vorfall stürzte ihn wieder plötzlich in eine unabsehbare Reihe von Gefahren und Leiden hinab, die er furchtbarer noch niemals erlebt hatte; und die Strafe der göttlichen Gerechtigkeit, die nur gleichsam mit hinkendem Fuße dem Verbrecher nachfolgt, schien hier ihn erreicht zu haben, und jetzt noch an ihm ein Verbrechen ahnden zu wollen, was bei Menschen schon allmählig in Vergessenheit sank.

Zwar war man, ohngeachtet aller Nachstellungen und Mühe, dem Flüchtlinge bis jetzt nicht auf die Spur gekommen, der früher schon die Vorsicht angewandt

hatte, sich einen fremden Namen zu geben; aber dafür erzog sich dieser eine Schlange in seinem eignen Busen, die seine argwohnlose Treue dadurch belohnte, daß sie zum schändlichen Verräther an ihrem Wohlthäter ward.

Unter einer Menge von Bekannten hatte sich nämlich Walther einen zum Busenfreunde erkoren, der unter der Larve niederträchtiger Verstellung sich in seine Freundschaft so fest einzunisteln wußte, daß er über ihn alles vermogte. Diesem verlarvten Bösewicht schloß er die innerste Tiefe seines Herzens auf: ihm erzählte er ohne Rückhalt seine geheimsten Schicksale, ja selbst, doch unter der Aegide der heiligsten Verschwiegenheit, den vollführten Pferderaub.

Kaum hatte der Niederträchtige dem truglosen Herzen seines Freundes dies Geheimniß entlockt, als er auch schon anfing, die Ehrlichkeit und Freundschaft desselben auf alle mögliche Weise zu mißbrauchen,

Er führte ein schwelgerisches Leben: seine geringe Löhnung reichte nicht mehr hin, alle Bedürfnisse seiner Ausschweifungen zu befriedigen: er sah sich genöthigt, zu borgen, was der Lügner nie wieder zu bezahlen gedachte. Auch an Walthern wandte er sich oft. So lange dieser nun noch selbst etwas besaß, gab seine Gutwilligkeit alles dem Unverschämten hin, der endlich sogar die Frechheit hatte, ihm mit öffentlicher Anzeige des ihm anvertrauten Geheimnisses zu drohen, wofern er sich weigern wolle, seinem Verlangen zu willfahren. Auf diese Weise lockte er ihm nach und nach mehrere Summen ab, die er nach einigen Tagen stets wieder zu bezahlen versprach; und dem gutherzigen Walther, der das Seinige selbst so nöthig hatte, hielt er von einem Tage zum andern mit leeren Vertröstungen auf die Zukunft hin. Als so mehrere Monden verflossen, und noch immer keine Wiederbezahlung erfolgte; da ging der Letztere, der eben zu unaufschieblichen Ausgaben

Geld bedurfte, nach der Wohnung seines Schuldners hin. Er fand ihn nicht zu Hause, und voll Unwillen hierüber, erbrach er seinen Coffer, und nahm das mit Gewalt, was er in Güte nicht erhalten konnte. Nachdem er so viel herausgenommen hatte, als die Schuld betrug, verschloß er alles sorgfältig wieder, und entfernte sich, unbekümmert, was die Sache für einen Ausgang gewinnen könnte.

Ein kleiner Knabe im Hause, auf den Walther gar nicht geachtet hatte, hatte in der Stille dies alles mit angesehen, und erzählte es dem Eigenthümer, wie dieser gegen Abend nach Hause kam, getreulich wieder. „Das sollst Du mir theuer büßen!" rief der Soldat, von Wuth und Zorn entbrannt, eilte stehenden Fußes zum Obersten hin, und zeigte nicht blos die heimliche Entwendung seines Geldes, sondern auch alles an, was ihm sein Freund einst entdeckte. Dieser ward auf der Stelle arretirt, dreifach in Ketten und Banden

geschlossen, und bis auf weiteren Befehl in ein enges Gefängniß geworfen.

Hier schmachtete der Unglückliche, allen Arten von Spott und Mißhandlung ausgesetzt, eine geraume Zeit, ehe es mit seiner Sache zur Sprache kam. Endlich ward er verhört, und da er wieder Vermuthen freiwillig alles eingestand, so berichtete man sogleich den ganzen Verlauf der Sache ans Kriegesgericht, und dieses erkannte dem Delinquenten den Strang zu.

Das war ein fürchterlicher Donnerschlag für unsern armen Walther. Er erblaßte plötzlich, als man ihm das fürchterliche Urtheil vorlas, und verlor eine Zeitlang alles Bewußtseyn. Die Wache hob ihn auf, und legte ihn auf sein Lager zurück. Nach einigen Minuten schlug er wild seine Augen auf, und heulte laut, daß es dumpf im Kerker wiederhallte. Dann ward er wieder ruhig, und ein heißer Thränenstrohm schaffte seinem beklommenen Herzen etwas Erleichterung.

Wie er sich ein wenig wieder gesammelt hatte, warf er einen forschenden Blick rund um sich her. „Ist denn gar keine Gnade, keine Rettung für mich mehr zu hoffen?" stöhnte er dumpf, mit einen tiefherausgewundenen Seufzer, aus. Ein fürchterliches Schweigen war die traurige Antwort hierauf. Da schien er untröstbar, und weder die Ermunterung seiner Freunde zur Standhaftigkeit, noch der freundliche Zuspruch des ihn besuchenden Predigers machte anfangs Eindruck auf ihn. Nur erst gegen das Ende seiner Gefangenschaft löste sich sein Ungestüm und seine Wuth in eine dumpfe, gefüllose Gleichgültigkeit auf. Er ward gelassener: er sah ruhig seiner letzten Stunde entgegen.

Sie war jetzt da. Blutroth ging er auf, der Tag des Schreckens; und als seine Sonne über den östlichen Hügel heraufstieg, umhüllte sie plötzlich ein blasser Nebelflor. Ein tiefes, deutungsvolles

Schweigen herrschte durch die ganze Gegend: Die Vögel selbst schienen verstummt, und nur hie und da stieg ein ächzender Kibitz aus dem faulenden Moore hervor. Eine große, unzählbare Menge von Zuschauern hatte sich auf der neblichten Flur rund um den Todeshügel versammelt. Man eilte nach dem Gefängniß, und holte den Verurtheilten ab.

Der Todeskarrn fuhr langsam daher, und dichter drängten sich die Zuschauer herbei, um noch einmal das Opfer des Todes zu sehen. Wie ruhig, wie gefaßt saß Walther da: keine Spur von Angst und Verzweiflung ließ sich in seinen Mienen blicken: nur dann und wann haftete sein Blick etwas starr und traurig auf der fürchterlichen Stätte, wo er sein Leben enden sollte; aber bald verlor er sich wieder unter der gaffenden Menge. Einigen schien dies Trotz, vielen aber Gefühl der göttlichen Gnade, und sanfte Vorempfindung der baldigen, süßen Er-

lösung zu seyn, und manche Thräne rann unvermerkt in den Sand. Die Männer beklagten den rüstigen Mann, und die Brust der weißbusigten Mädchen engte sich bei dem Gedanken, daß dieser so schöne Jüngling ein Raub des schmäligsten Todes werden sollte.

Schon war indes der feierliche Zug mit dem Verbrecher auf der Richtstätte angelangt, schon hatte dieser ruhig dem Leben und seinem Tande entsagt; schon schwand nach und nach selbst die Möglichkeit einer Begnadigung; der Pfarrer segnete das Opfer des Todes ein; der Richter überlieferte es in des Henkers Hand, und dieser wollte eben den Strick um den Hals des Verurtheilten werfen; als von fern ein Reuter auf weißem Roß im sausenden Galopp durch die gaffende Menge daher sprengte, mit einem Tuche winkte, und rief. Alle waren voll banger Erwartung des Ausgangs: alle erhoben ein helles Geschrei, mit Angst und Freude ver-

mischt. Jetzt war er da, und — ha! Welch ein jubelndes Frohlocken wälzte sich durch die erstaunende Versammlung, als es Gnade! Gnade! hieß —

Wie aus einem tiefen Traume, schreckte der unglückliche Walther, der schon mehr todt, als lebendig war, wieder ins Leben zurück. Er trauete seinen eignen Sinnen nicht: er wähnte sogar, man spotte des Unglücklichen nur, um seine Qual zu verdoppeln, und blieb, wie eingewurzelt, unbeweglich auf seiner Stelle stehen. Als aber der frohe Botschafter die Stuffen des Schaffots selbst hinaufstieg, und ihm nochmals zurief, daß der Landesherr ihm aus besonderer Gnade das Leben geschenkt habe, da stutzte er nicht wenig über die bekannte Stimme, und eine freudige Bestürzung bemächtigte sich seiner, da er sah, daß der, welcher ihm die frohe Nachricht brachte, kein anderer sey, als jener Freund, den er einst im Walde vom Tode errettet hatte. Er flog gerührt

auf ihn zu, und stürzte ohnmächtig in seine Arme hin.

„Ermanne Dich, Freund! redete dieser ihn an, und preise den Himmel mit mir, daß er mir Gelegenheit gab, Dir einigermaßen jetzt vergelten zu können, was Du dort an mir thatest. Durch vieles Nachforschen erfuhr ich endlich die nähern Umstände Deines Lebens, und die Vorsehung lenkte es so wunderbar, daß ich gerade zu dieser Stunde mit meinem Herrn hierher kommen mußte, wo Dein Schicksal entschieden werden sollte. Augenblicklich warf ich mich meinem Herrn zu Füßen, und flehte ihn um sein Fürwort für Dich beim Herzoge an. Er gewährte mirs, und ging unverzüglich zu demselben hin. Dieser, bei welchem man Dich hart verklagt haben muß, weigerte sich eine ganze Weile standhaft, und willigte endlich nur unter der Bedingung in die Bitte ein, daß Du noch einige Wochen im strengen Verwahrsam bleiben solltest,

damit er sich, wie er es selbst ausdrückte, erst völlig entweder von der Unschuld Deiner Sache, oder von ihrer mindern Strafwürdigkeit überzeugen könnte. Du bleibst also zwar, nach wie vor, ein Gefangener; aber kümmre Dich deshalb nicht, denn Deine völlige Freiheit ist nahe, und wir wollen Dir, wo möglich Deinen Zustand von nun an erträglicher und angenehmer machen!"

So sprach der edle Mann; und nun zog der Begnadigte, von einer unabsehbaren Schaar begleitet, unter lautem Jubel und Frohlocken, wie im Triumph, in die Stadt wieder ein. Dort wies man ihm ein bequemeres und reinlicheres Gefängniß an, und in der frohen Hoffnung, bald gänzlich erlöset zu werden, trat Walther ruhig in seinen neuen Kerker hinein.

Allein es verstrich ein Tag nach dem andern, und sein Schicksal blieb unentschieden. Die Tage wurden zu Wochen, die

Wochen zu Monden, und die Sache blieb noch immer, wie sie im Anfange gewesen war. Ja, es war sogar seinen Feinden gelungen, den Herzog noch mehr gegen ihn aufzubringen; so daß dieser schon es zu bereuen anfing, ihn begnadigt zu haben. Endlich erging das Endurtheil, und — wer denkt sich die Bestürzung und den Schreck? — als man vernahm, „daß, laut des gnädigsten Befehles des Landesherrn selbst, es bei der Begnadigung zwar in so fern verbleiben, allein dem **Uebelthäter** zur wohlverdienten Züchtigung und Warnung **öffentlich Galgen und Rad vor die Stirn gebrannt, und derselbe sofort auf Zeitlebens ins Zuchthaus wandern sollte.** — "

Walther hörte dies strenge Urtheil wider alles Vermuthen gelassen, und ohne sich zu entfärben an. Betäubung und Schrekken hatten ihn vollends gefühllos gemacht. Er redete auch kein Wörtchen dagegen, schlug den Vertheidiger aus, den man ihm

angeboten hatte, erduldete mit bewundrungswürdiger Geduld und Geistesgegenwart die fürchterliche Strafe, und bezog gehorsam die grausenvolle Wohnung seiner lebenswierigen Qualen; denn ob er gleich überzeugt war, daß nur die höchste Noth ihn zu beiden Verbrechen hatte verleiten können, so fühlte er dennoch die Größe seiner Verschuldung in ihrer völligen Schwere, und beugte sich geduldig unter die züchtigende Hand der göttlichen Gerechtigkeit.

Lebhaft erwachte jetzt in seinem Herzen eine schmerzliche Reue, da er in einsamen Stunden oft Gelegenheit fand, seinen bisher so leichtsinnig geführten Lebenswandel reiflicher und ernsthafter, als vormals zu überdenken. Er machte es sich von nun an zum festen Vorsatze, sein Versehen durch die Zukunft, so viel er könnte, wieder gut zu machen; und bei solchen Gesinnungen und Entschließungen, ward er bald Muster und Beispiel für seine unglücklichen Gefähr-

ten. Nie hörte man ihn über sein jetziges Schicksal klagen: nie entfuhr seinem Munde eine Verwünschung, oder auch nur ein hartes Wort über seine traurige Lage. Stets erschien er mit einer ruhigen, bisweilen auch heitern Miene, tröstete die Gesellschafter seines Unglücks, und betrug sich folgsam und liebreich selbst gegen die, welche dem Urtheil zufolge ihn **dreimal täglich mit ihren dicken Zuchtriemen auspeitschen mußten.** Nur dann und wann, wenn er des Abends matt und kraftlos auf sein Strohlager niedersank, sein wunder Rücken ihm heftig noch schmerzte, und er umsonst stärkenden Schlummer erflehte, entwand sich ein heimlicher Seufzer der Tiefe seiner Brust, eine Thräne benetzte das harte Lager, und leise betete er dann um eine baldige Befreiung von seinen Qualen, um einen sanften Tod zu seinem Gott empor. Allein der Himmel schien den stillen Dulder zu noch größern Begebenheiten aufgespart zu haben: er erfüllte seine Bitte

zwar, aber nicht auf die Art, wie es der leidende Beter erfleht hatte. Das Schicksal des Unglücklichen nahm unvermuthet eine glückliche Wendung, und seine Erlösung war näher, als er's sich je hatte träumen lassen.

---

Noch immer wüthete das blutige Ungeheuer des Krieges, und verbreitete mit unersättlichem Grimme Verderben und Tod in allen umliegenden Landen umher. Mehrere ansehnliche Heere hatten sich zum Untergange einer gewissen kleinern Macht gleichsam verschworen. Aus allen Gegenden und fast täglich rückten neue Schaaren heran, um derselben desto leichter das Garaus zu spielen. Mit jedem Tage schien Groll und Wuth der Kämpfenden höher zu steigen; und wäre nicht die gerechte Sache auf der Seite der schwächern Parthei gewesen, sie würde mit weniger Mühe zertrümmert worden seyn; denn ihrer Feinde waren viel, und ihrer Getreuen und Bundesgenossen

nur wenig. Das Geschick wollte es, daß dasjenige Ländchen, worin unser Walther gefangen saß, grade zu den Letztern gehörte, und eben deswegen auch einer größern Gefahr blos gestellt war.

Auch lief wirklich bald die traurige Nachricht ein, daß der Feind mit ansehnlicher Kriegsmacht auf dasselbe losdringe. Bestürzung und Schrecken ergriffen die unglücklichen Einwohner, und kaum waren noch einige Tage verflossen, so sah man die Festung, in welcher Walther saß, auch schon von einem starken feindlichen Heere umringt.

Eine Woche hatte die Belagerung gedauert, da drohte der Feind mit Sturm, und die Stadt ergab sich sogleich auf Discretion dem belagernden Generale. Unter dem wirbelnden Lärmen der Trommeln, und unter dem laut schmetternden Schalle der Kriegstrompeten hielt der Ueberwinder seinen feierlichen Einzug; und um sich als Sieger zu zeigen, ließ er sogleich allen Ge-

fangenen und Missethätern öffentlich Gnade und Freiheit ankündigen. Die eisernen Riegel der düstern Kerker wurden zersprengt, die Ketten zerbrochen; die Gefangenen traten fröhlich aus der Wohnug ihrer Qualen hervor, und mit ihnen — Walther.

Sobald sich dieser wieder auf freiem Fuße sah, eilte er hin, um seinen Erretter den schuldigen Dank darzubringen, erbat sich von ihm darauf die Erlaubniß, das unglückliche Land verlassen zu dürfen, und erhielt einen Paß. Nun zögerte er keinen Augenblick weiter, machte sich eilfertig auf den Weg, und flüchtete von dannen, von der Hoffnung begleitet, vielleicht in einem fremden Lande das Glück und die Ruhe zu finden, die er in seinem Vaterlande bisher vergebens gesucht hatte.

---

Wohin er sich von hier aus begeben, wo er sich nachher aufgehalten, oder in welchen Gegenden er umher geirrt sey, das

hat niemand erfahren. Erst nach Verlauf von zwei Jahren, als schon der segnende Frieden Deutschlands unschuldigen Bewohnern wieder süße Ruhe und rückkehrenden Wohlstand verlieh, finden wir den Flüchtling am Ufer der Nordsee unweit der Stadt Leiden in Holland wieder. Ganz in sich gekehrt, und in tiefe Gedanken verloren, wandelte er einsam am Gestade des Meeres auf und nieder, und wartete, wie es schien, auf eine günstige Gelegenheit, um sich einschiffen, und in einer andern Weltgegend einen glücklichern Wohnplatz aufsuchen zu können. Sie zeigte sich ihm bald, so wie er's wünschte. Ein Seeofficier, der spät Abends denselbigen Weg herkam, sah ihn am Ufer gedankenvoll stehen, betrachtete ihn eine Weile, und redete ihn an. Walther antwortete ihm mit einem halberstickten Seufzer, und äußerte seine Wünsche. Der Officier bot ihm Seedienste an. Er willigte mit Freuden in den Vorschlag, wurde wieder Soldat, und empfing

Handgeld. Dann gingen beide nach der Stadt, in deren Hafen das Schiff schon segelfertig vor Anker lag. Nach einigen Tagen erhob sich ein günstiger Wind; sogleich lichtete man die Anker, und ging lautjubelnd unter Segel.

---

Die Fahrt lief anfänglich glücklich von Statten: vor dem Hauche des Windes flog pfeilschnell das Schiff über die ungeheure Meeresfläche hin, und binnen wenig Stunden schon verlor man die vaterländische Küste völlig aus dem Gesichte. Aber noch immer stand Walther gedankenvoll auf dem Verdecke, noch immer blickte er starr und unbeweglich nach der Gegend hin, die einst Zeugin seiner Leiden und Schmerzen gewesen war. In seinem Innersten stürmten frohe und traurige Empfindungen wild durcheinander: bald sah man seine Stirn in Furchen gezogen, und in seinem Auge eine Thräne schwimmen, bald wieder die heiterste Freude aus seinen Blicken glänzen.

Bei dem Gedanken, ein Land zu verlassen, worin er geboren und erzogen war, und nun seine grauen Eltern, denen er so manchen Kummer, so manches Herzeleid zugefügt hatte, vielleicht nie wieder zu sehen, nie sie um Vergebung seiner groben Vergehungen anflehen zu dürfen, nie ihren Segen zu erhalten — nur ihren Fluch mitzunehmen; dann ward's ihm weich um's Herz, und eine helle Thräne trat ihm ins Auge; aber das Andenken an seine vielen dort erduldeten Leiden und Drangsale, die schmerzliche Erinnerung an die dortige Einbüßung seines ehrlichen Namens, der wahrscheinlich nun auf ewige Zeiten verloren war, und endlich die Nothwendigkeit, die ihn so heftig drang, sich aufs eiligste fortflüchten zu müssen, löschten sie bald wieder aus, und drangen ihm den Wunsch ab, erst weit, weit von seinem Vaterlande getrennt zu seyn. Deswegen ward er von Tage zu Tage wieder froherer Laune, und seine Freude war unbeschreiblich, als sie nach

einigen Monden glücklich und wohlbehalten das Vorgebürge der guten Hoffnung erreichten.

Hier legte der Schiffscapitain das Schiff auf einige Zeit vor Anker, theils um einige schadhafte Stellen desselben ausbessern zu lassen, theils um die nöthigen Erfrischungen, unter andern auch frisches Wasser einzunehmen, an welchem man schon seit einigen Tagen Mangel gelitten hatte. Während der Vollführung dieser Geschäfte verstrichen beinahe drei volle Wochen, und dennoch blieben Wind und Wetter fortdauernd günstig. Man spannte also hurtig die Segel wieder auf, und voll Freuden fuhren unsre Reisenden weiter.

Aber kaum waren sie noch bei heiterm Himmel einige Tage fortgesegelt, als dieses Glück plötzlich zu Ende eilte. Das Schiff, das kühn genug gewesen war, einen Verbrecher aufzuladen, sollte, so schien es, mit seiner Beute nicht ungestraft in Sicherheit eilen; denn so schnell es auch mit dem

Flüchtlinge über die unabsehbare Fluth da-
hinflog, so eilte ihm schneller noch die rä-
chende Strafe des zürnenden Himmels
nach, und der, welcher den Banden der
Menschen entrann, konnte nicht so geschwind
der züchtigenden Hand seines Gottes ent-
rinnen. —

Schön war und unumwölkt der helle, angenehme Frühlingstag verflossen, und heiterlächelnd, wie die Unschuld, sank am Abend noch die Sonne in die Purpurfluth hinab, als unverhofft schwarzes Gewölk in Süden sich sammelte; und ehe die Nacht anbrach, schwebte schon **ein schweres, fürchterliches Wetter** über dem einsamen Fahrzeuge hin. Plötzlich umhüllte ein undurchdringliches Düster die ganze Meeresfläche, und ein tiefer Schauder durchfuhr die erblindende Natur. Der Donner rollte mit solchem krachenden Getöse durch die Himmelswölbung hin, als wollte er dem Erdenballe seinen Untergang bringen, und stündlich in Stücken zertrümmern: der

Blitz schoß unaufhörlich aus der schwarzen Wetternacht, und durchleuchtete schauervoll die grausige Finsterniß, als sollte die Welt in Flammen aufgehen; und aus Norden brüllte der Sturm mit so rasender Wuth, als wollt' er Erd' und Meer in einem Wirbel zerstäuben.

Das war eine fürchterliche Nacht! Das Tosen der Meereswogen, das Zersplittern der Mastbäume, das Knarren des Tauwerks, und das Angstgeschrei der Schiffenden verloren sich in einander. Bald ward ihr ohnmächtiges Fahrzeug hoch hinauf zu den Gestirnen, bald wieder tief hinab in den Abgrund des Meeres geschleudert, und mit jeder Minute erwarteten die Hülflosen den schrecklichen Wassertod. Dem Anschein nach aller Hoffnung beraubt — denn auf dreißig Meilen umher war, wie die Schiffskarte auswies, kein Land — standen einige stumm und sprachlos da, und hefteten ihre Blicke starr auf die Erde: andere rangen sich die Hände vor Verzweif-

lung wund: andere liefen, wie unsinnig, umher: andere schrien laut, wie die Kinder: andere beteten leise. Dies konnte Walther nicht. Sein Gewissen war furchtbar erwacht; es malte ihm mit den schwärzesten Farben seine Verbrechen vor Augen; es zeigte ihm die furchtbare Annäherung des allwissenden Richters. Kraftlos und betäubt sank er zu Boden, und mit jedem Donnerschlage, mit jedem Blitzstrahle erwartete er den letzten, entscheidenden Augenblick.

So dauerte ihr jammervoller Zustand mehrere Stunden, und noch immer lies das Wetter nicht nach, noch immer schien es mit verdoppelten Kräften wiederzukehren, noch immer stürzte der Regenguß unaufhörlich herab. Das Schiff bekam einen Leck, das Wasser drang unaufhaltsam hinein, und binnen kurzem war es schon mehrere Fuß hoch im Schiffsboden gestiegen. Man stellte sich an die Pumpen; man arbeitete aus allen Kräften,

um es, wo möglich, noch flott zu erhalten. Allein die allzuheftige Anstrengung fiel ihnen endlich unerträglich, ihre Kräfte waren erschöpft, die Fluth stieg immer höher und höher, und jeden Augenblick drohte das an allen Orten beschädigte Schiff völlig untersinken zu wollen.

Da erbarmte sich der Himmel ihres Elends und ihrer namenlosen Leiden. Der Donner ward schwächer, die Blitze leuchteten seltener, der Sturm fing an, sich zu legen, und der Regenguß hörte allmählig auf. Endlich zertheilte sich das Wetter ganz, der Morgen graute in Osten, und wie es heller ward, erblickten sie — in einer Entfernung von einer guten deutschen Meile — deutlich und klar die Küste des festen Landes.

Schnell ging ihr Jammer in die lauteste Freude über: aller Augen waren unbeweglich nach dem ersehnten Lande hingerichtet: aller Herzen klopften vor froher Bestürzung hoch auf; und aller Mun-

stimmte nach einer Pause ein rührendes Loblied zum Preise ihres himmlischen Vaters an. Dann eilten sie, von neuem Muthe und neuer Hoffnung belebt, hurtig zu den Ruderbänken, ruderten mit verdoppelten Kräften munter darauf los, und erreichten binnen einer Stunde wohlbehalten das Land.

Es war, wie sie nachher erfuhren, die östliche **Küste von Afrika**; und das Glück hatte es noch dazu gewollt, daß sie in einer Gegend derselben landen mußten, wo unweit davon eine **europäische Factorei** war, die den **Portugiesen** gehörte. Voll Freuden eilten sie auf dieselbe zu, und wurden hier von ihren weißen Landesleuten aufs beste empfangen und bewirthet. Der menschenfreundliche Gouverneur erließ sogleich den Befehl, den Unglücklichen auf alle nur mögliche Weise zu Hülfe zu kommen, und seine Unterthanen wetteiferten unter einander, denselben nicht blos zu erfüllen, sondern auch zu übertreffen. Sie halfen

ihnen treulich bei der Ausbesserung ihres Schiffes, brachten in zahlreicher Menge Lebensmittel und andere nothwendige Lebensbedürfnisse herbei, und kaum waren noch einige Wochen verlaufen, so lag das Schiff, in gutem Stande und mit Allem reichlich versehen, schon wieder segelfertig vor Anker. Unter Thränen des heißesten Dankes, und tausend Segenswünschen trennten sie sich von ihren edlen Wohlthätern, und stachen in Gottes Namen wieder in die hohe See.

Wind und Wetter waren erwünscht, das Schiff flog über die Wellen hin, wie der Vogel durch die Lüfte, und noch an demselbigen Tage verloren sie schon das feste Land wieder völlig aus dem Gesichte. Sie steurten nordöstlich, und richteten ihren Lauf nach der Insel Ceilon zu, wo sie vom dasigen Holländischen Gouverneur die nähern Befehle wegen ihrer weitern Bestimmung zu erhalten gedachten. Schon

in der dritten Woche langten sie glücklich in einem holländischen Hafen gedachter Insel an, gingen unter lautem Jubel ans Land, und begaben sich sogleich nach Jaffanapatnam, wo sich der Gouverneur aufhielt.

Dieser hatte schon lange auf Verstärkung gewartet, denn auf dem festen Lande war vor einiger Zeit eine Empörung der unterjochten Indianer ausgebrochen. Voll Unwillen über den harten, unerträglichen Druck ihrer fremden Beherrscher hatten dieselben endlich zu den Waffen gegriffen, um sich die alte Freiheit mit Gewalt wieder zu erkämpfen, und bedrohten stündlich die holländischen Colonien mit einem furchtbaren Ueberfalle. In den innern Gebürgen des Landes lagen mehrere Tausende versteckt; und täglich vermehrte sich ihre Anzahl noch. Der Gouverneur hatte weiter keine Zeit zu verlieren: augenblicklich erließ er also die nöthigen Befehle, und die aus Europa so eben angekommene

Mannschaft mußte sich **unverzögert wieder einschiffen**, um nach den andern Colonien überzusetzen.

---

Bei ihrer Ankunft daselbst fanden sie alles in größter Bestürzung und Schrecken. Die **Indianer** waren schon **zweimal** aus ihrem verborgenen Hinterhalte **hervorgebrochen**, hatten ihre europäischen Feinde bis in die Mauern der Pflanzstadt zurückgedrängt, und sich darauf wieder mit Sieg und Beute beladen, in das innere Gebürge zurückgezogen, um mit verstärkter Macht bald wieder daraus hervorstürzen zu können, und dann ihren stolzen Beherrschern das völlige Garaus zu spielen.

Jetzt verkündigte ein dumpfes Kriegsgeschrei, das man aus der Ferne vernahm, und das in den Felsenklüften fürchterlich wiederhallte, ihre **dritte Ankunft**. In banger Erwartung rückte das kleine europäische Heer langsam aus seiner schwachen Festung

heraus, und als sie das ganze Thal von unzählbaren Feinden wimmeln sahen, da entsank fast allen der Muth. Kaum vermochte sie noch der tröstende Zuruf ihres Anführers zu ermuntern, und nur der Gedanke, daß es jetzt Leben und Freiheit gelte, war fähig, ihnen neue Kräfte zu leihen. Der schreckliche Kampf begann, fürchterlicher, als ihn je Indiens Küste gesehen haben mogte. Zu beiden Seiten stürzten die Krieger schaarenweis nieder. Mordgierige Rachsucht funkelte dem Indianer aus Auge und Schwerdt; und Furcht vor den barbarischen Gräueln der indianischen Sclaverei flößte den Europäern unerhörte Stärke ein. Schon begann der Abend hereinzudämmern, und noch immer blieb der Ausgang der Schlacht unentschieden, noch immer fochten beide Theile mit ungeschwächtem Muthe. Endlich lenkte sich der Sieg auf die Seite der Weißen. Die zwanzigmal stärkere Schaar undisciplinirter Horden mußte der kunstvollen europäischen Taktik

weichen. Die Indianer zogen sich allmählig zurück, die Europäer eilten ihnen nach, schlugen sie völlig in die Flucht, und zerstreuten den übrigen Haufen in den Gebüschen umher. Dann kehrten sie mit mehrern hundert Gefangenen über das mit aufgehügelten Leichen bedeckte, blutige Schlachtfeld zurück, und hielten ihren triumphirenden Einzug in die glücklich gerettete Stadt.

Um den Aufrührern ein abschreckendes Beispiel für die Zukunft zu geben, erließ der holländische Commandant sogleich den Befehl: „Die gefangenen Indianer sollten dreimal des Tages öffentlich ausgepeitscht werden.“ Auch unserm Walther ward die Ausführung dieses grausamen Befehls mit übertragen. Aber sein Herz empörte sich innerlich gegen eine so unmenschliche Behandlungsart, und sein Arm sank kraftlos nieder, wenn er die verordneten Schläge austheilen sollte.

Einst ward ihm ein alter, schon von Jahren grauer Indianer ausgeliefert, um an demselben die gewöhnliche Strafe zu vollziehen. Der gute Alte entblößte selbst seinen Rücken, stellte sich gelassen an den Strafpfahl, und warf freiwillig die eiserne Schelle um seinen Nacken. Dann wandte er sich zu seinem Peiniger um, blickte ihn stier an, und stammelte mit Thränen im Auge, und gedämpfter Stimme ihm die Worte zu: „Junger Fremdling! gedenke daran, daß Du auch einen Gott im Himmel hast, und schone graues Haar. —" Diese Worte drangen, wie ein Schwerdt, durch Walthers Herz; die Peitsche entsank seiner Hand; er lößte hurtig die Ketten des Unglücklichen, drückte den ehrwürdigen Greis hastig an seine Brust, und gab ihm bald nachher Gelegenheit, unvermerkt entfliehen zu können. „Ich will's Dir gedenken!" rief der erlösete Flüchtling ihm noch zu, und verschwand bald darauf im Gebüsche.

Stumm und sinnend stand Walther noch da, als der Vorfall schon ruchtbar geworden war, und der Befehl kam, ihn selbst zu arrettiren, und vor den Obersten zu bringen. Geduldig ließ er sich hinführen, und, ohne sich zu verändern, ohne nur ein Wörtchen zu seiner Vertheidigung fallen zu lassen, (denn der unerwartete Umstand hatte ihn so außer Fassung gebracht; daß er nicht wußte, was er that, oder hätte thun sollen) hörte er sein Urtheil an, daß dahin lautete: „Er sollte mit Schimpf und Schande auf der Stelle vom Regiment gejagt, am andern Morgen über die Gränze gebracht, und dann seinem weitern Schicksale überlassen werden."

Der folgende Tag erschien; das Urtheil der Cassation wurde mit aller nur möglichen Strenge an ihm vollzogen; mit blutendem Herzen brachten seine Cammeraden, welche ihn wegen seiner sonstigen Redlichkeit alle liebten, ihren unglücklichen Freund an die Gränzen, und schieden um

seines traurigen Schicksals willen nicht ohne viele Thränen von ihm.

---

Sie waren ihm kaum noch aus dem Gesichte gekommen, als er ohnmächtig und sinnlos, wie ein Verzweifelnder, am Fuße eines Baumes niederstürzte. Schreckliche Gedanken stürmten nun in seiner Seele empor. In einem fremden, völlig unbekannten Lande, überall von grausamen Feinden umringt, deren Rache nach seinem Blute dürstete, ohne Freunde, ohne Geld, ohne Nahrung, was konnte man fürchterlicher denken? Bald kam es ihm so vor, als wenn er schon einen Schwarm Wilde herbeistürzen hörte, um ihn zu martern: jetzt hatten sie ihn bei der Gurgel gepackt, schleppten ihn grimmig fort, und huben ihre unaussprechlichen Qualen an; dann schrie er laut, daß es dumpf in den Gebürgen wiederhallte, und ein kalter Angstschweiß rann ihm aus allen Gliedern hervor. Bald sammelt' er sich wieder ein wenig,

gedachte froh an seinen baldigen Tod, als das Ende aller seiner Mühseligkeiten und Leiden, sah schon einen Indianer herbei eilen, der aus Mitleiden gegen sein Elend, ihm in einem Hui! das blitzende Schwerdt durch die Brust jagte, und ward ruhig, indem er im voraus das Süße einer ewigen Ruhe empfand. So wechselte der fürchterliche Kampf in seinem Innersten mehrere Stunden hindurch.

Indes rückte der Abend mit starken Schritten heran. Der Hunger fing an, in ihm rege zu werden; aber noch heftiger quälte ihn ein brennender Durst. Er raffte endlich mit Mühe sich auf, und spähete sorgfältig umher, ob er nicht irgendwo ein wenig Wasser entdekken könnte. Der Zufall kam ihm zu Hülfe; er fand bald, was er suchte. Eine schöne, spiegelreine Quelle sprudelte kalt und klar aus dem Fuße eines Felsen hervor — er ging auf sie zu, und labte sich aus derselben nach Herzenslust. Ja, auch

für Speise hatte der gütige Himmel gesorgt. Am Bache hinauf wuchsen eine Menge schwärzlicher Beeren, die in dasiger Gegend häufig gesammelt werden, und nicht blos eßbar, sondern auch wohlschmekkend sind. Er pflückte davon, so viel er wollte, ab, und verzehrte die Waldfrucht mit dem größesten Appetit.

Nachdem er seinen Hunger und Durst gestillt hatte, suchte er einen hohen Baum sich aus, um aus Furcht vor wilden, reißenden Thieren, oder vor einem Ueberfalle ergrimmter Indianer auf demselben zu übernachten. Dann kletterte er hinauf, und setzte sich zum Schlafen zurecht. Aber der Schlaf wollte ihm Anfangs nicht kommen, und Furcht und Angst erhielten ihn noch eine geraume Weile wach.

Da hatte er nun Zeit und Gelegenheit, sich reifern Betrachtungen über sein sonderbares Schicksal zu überlassen, und gute Entschließungen für die Zukunft zu fassen, wenn ihn ja ein glücklicher Zu-

fall noch einmal aus dieser seiner traurigen Lage reißen würde. Vor seinen Augen schwebten alle Unglücksfälle und Leiden vorüber, die er bisher so schmerzlich erduldet hatte: lebhafter, als je fühlte er nun ihren Druck und ihre Schmerzen; aber lebhafter, als je empfand ers nun auch, wie er blos die Schuld eigner Unbesonnenheit und sträflichen Leichtsinns büße, und dennoch konnt' er nicht umhin, überall die Bemerkung zu machen, wie ihn noch immer die gütige Vorsehung so wunderbar aus aller auch noch so schauderlichen Noth am Ende errettet habe. Dieser Gedanke weckte in seinem Herzen zuerst die Hoffnung wieder auf, daß der, welcher so allmächtig ihn selbst von der schimpflichsten Todesstrafe errettet habe, auch mächtig genug sey, sich hülfreich seines jetzigen, fürchterlichen Schicksals zu erbarmen. Seine Hoffnung ging bald in ein festes Vertrauen zu der ewigen Güte über. Er betete laut, er flehte mit nassen Augen

um Vergebung seiner mannichfaltigen Schuld zu dem Vater aller Wesen empor, und bat um seine gnädige Hülfe, wenn anders ein Verbrecher, wie er, sie verdiene.

O hatte anders die ewige Vorsicht, als sie diese Welt ins Seyn rief, auch Absichten für sich selbst dabei; that sie es, gedrungen von irgend einem Gefühle ihrer Vollkommenheiten, so war dies kein anderes, als der Drang, Barmherzigkeit und Liebe zu üben! Groß und erhaben ist der Anblick, wenn ein vollendeter Gerechter, erfüllt von dem Bewußtseyn, daß der Allmächtige sein Freund ist, ruhig und unerschütterlich durch die Stürme des Lebens einherwandelt; aber sanft und zärtlich lockt auch die Stimme des bekümmerten Vaters im Himmel ein verlornes Kind auf Erden zurück, und es ist ein rührendes Schauspiel, wenn seine Barmherzigkeit ihre schirmenden Flügel über einen wiedergewonnenen Sünder ausbreitet! Dies empfand Walther, und bei solchen Empfin-

dungen erloschen Furcht und Angst, und eine sanftere Ruhe gewann wieder Raum in seinem bekümmerten Herzen. Dann überschlich ihn allmählig ein stärkender Schlummer, und machte den Mühseligkeiten des verflossenen Tages ein Ende.

Am andern Morgen erwachte er früh mit der Sonne schon wieder. Nach einem herzlichen Dankgebet für des Himmels genossenen Schirm, stieg er von seinem Baume herab, eilte zu der gestrigen Quelle, um noch einmal zu trinken, pflückte sich einige Beeren auf den heutigen Tag, und ging singend und voll Vertrauen auf die göttliche Vorsehung seinen unbekannten Weg weiter fort, ohne zu wissen, wohin er ihn führen werde.

Schon rückte der Mittag heran, und noch immer hatte er keine freiere Aussicht entdeckt, noch immer befand er sich mitten zwischen hohen, fürchterlichdrohenden Gebürgen, und schwarzen, schauerlichen Waldungen; und, was das Sonderbarste

war, noch immer hatte er auch nicht die geringste Spur von einem Feinde bemerkt. Es hatte vielmehr den Anschein, als wäre die ganze umliegende Gegend von ihnen verlassen, und Walther gewann schon stärkere Hoffnung, irgendwo wieder zu Europäern zu kommen, die sich seines Elendes erbarmten; als er — plötzlich aus dem dichten Gebüsche, das vor ihm lag, ein dumpfes Gemurmel vernahm. Er stutzte einen Augenblick, stand still, und war noch ungewiß, ob er vorwärts dringen, oder zurückflüchten sollte: da stürzte unvermuthet mit einem fürchterlichen Geheule ein lärmender Schwarm Indianer aus dem Hinterhalte hervor. Walther that einen lauten Schrei, und sank ohnmächtig zu Boden. Augenblicklich hatten ihn die Wilden umringt, banden ihn an Händen und Füßen, und eilten unter frohlockendem Jubel mit ihrem Raube davon.

Als **Walther** die Augen wieder aufschlug, sah er sich in einem dumpfen, engen Kerker verschlossen. Dreifache Riegel verwahrten die fürchterliche Thür, und nur durch eine kleine, mit dicken Eisenstäben versehene Oeffnung fiel von oben ein matter Lichtstrahl in die unterirdische Gruft hinab. Er konnte kaum athmen, so dick und feucht war die Luft: er wollte aufspringen, aber starke Banden hielten ihn fest: er wollte seinen Jammer laut ausstöhnen, aber seine kraftlose Brust versagte ihn auch diese Erleichterung: er seufzte und wimmerte, aber noch ließ sich keine mitleidige Seele blicken: er empfand heftigen Durst, aber es kam Niemand, der ihm auch nur einen Trunk Wassers zur Stärkung gereicht hätte. So überfiel ihn die Nacht. Ha, grausig war ihr ödes Dunkel, und ihre Stille so fürchterlich! Kein Laut unterbrach sie; nur dann und wann preßte der Schmerz des Unglücklichen ein leises Wimmern hervor. Kein

stärkender Schlummer besuchte diese Wohnung des Schreckens. Endlich erstarb auch der letzte Laut auf der starrenden Zunge des Leidenden. Von Hunger und Mattigkeit besiegt, fiel er in eine Art von Bewußtlosigkeit, senkte sein Haupt auf die Schulter herab, und fühlte mit starken Schritten schon die Stunde der Erlösung herannahen.

So traf ihn der Morgen, der endlich in Osten grauete; so ging die Sonne auf, und warf ihren ersten Lichtstrahl in die Kluft des Todes hinein. Da knarrte die eiserne Thür; **ein Indianer trat schnaubend und trotzig herein.**

„Wo bist Du, feiler Sclav?" donnerte er im wilden Grimme ihn an.

Walther schreckte aus seinem Todtenschlummer empor, und fuhr bei den donnernden Worten zusammen. Furcht und Schrecken hatten seine Zunge vollends gelähmt: er schwieg, und erwartete zitternd den Todesstreich.

„Antwortest Du nichts, fuhr der Indianer fort, indem er ihn bei der Gurgel packte, trotziger Sclav, antwortest Du nichts?“

Die Angst des Schüttelns und die grausame Mißhandlung riefen in ihm die Sprache wieder hervor. „Tödte mich! seufzt' er mit leiser Stimme, tödte mich nur!“

„Nein, nicht tödten, nicht tödten! Aber fort sollst Du mit mir, fort auf den Sclavenmarkt! Dort wird heute das weiße Gesindel verkauft.“

Mit diesen Worten lösete er ihm seine Banden von Händen und Füßen ab, und gebot ihm, zu folgen. **Walther**, dem der Schrecken neue Stärke verlieh, folgte geduldig, wie zur Schlachtbank das Lamm, und ward auf den Sclavenmarkt abgeführt.

Hier war eine unübersehbare Menge, von Käufern und Verkäufern versammelt.

Jeder brachte die gefangenen Weißen, die er selbst zur Beute gemacht hatte, herbei, um sie so theuer, als möglich, anzubringen. Die armen Sclaven waren, ohngeachtet ihres an und für sich schon traurigen Schicksals, dennoch den kränkendsten Mißhandlungen, und dem bittersten Spotte ihrer Gebieter ausgesetzt, und durften einander weder sprechen, noch sehen. Walther, dessen Lebenslauf nur eine fortlaufende Kette der härtesten Schicksale zu seyn schien, gebehrdete sich ruhig, da er auf solche Fälle schon eher gefaßt war, stand gefühl- und sprachlos da, und ließ sich gelassen von allen angaffen und schätzen, die Lust bezeigten, ihn kaufen zu wollen. Schon waren mehrere da gewesen, die auf ihn geboten hatten, und sein Führer stand eben im Begriff, ihn an einen derselben, der eine ansehnliche Summe zu zahlen versprach, zu verhandeln, als sich ein unerwarteter Auftritt ereignete, der die Verwunderung aller auf sich zog.

Von den letzten Zuschauern eilte ein alter, ehrwürdiger Indianer herbei, und die versammelte Menge des Volks trat ehrerbietig zur Seite, um dem kommenden Greise Raum zu machen. Er ging mit hastigen Schritten auf Walthern und seinem Führer zu.

„Wie viel verlangst Du für Deinen Sclaven, Freund?" hub er zu diesem an.

Der Indianer forderte seine Summe.

„Hier hast Du sie, sprach er, und (indem er sich zu Walthern wandte) nun kündige ich Dir Deine Freiheit an, edler Fremdling!"

„Wisset, fuhr der gerührte Alte darauf zum Volke fort, dieser brave Europäer hat mir das Leben gerettet, und mich aus meiner Gefangenschaft befreiet. In seinem Busen schlägt ein weiches, edles Herz: er hat nicht solche Tigermilch gesogen, als seine grausamen Brüder. Ich lobte ihm damals Vergeltung an für seine edle That,

und Heil dem Brama, daß er mir Gelegenheit dazu gab!"

Ein freudiges Gemurmel erhob sich bei diesen Worten unter der von allen Seiten sich herbei drängenden Menge. Alle staunten den weißen Fremdling an, umringten ihn jauchzend, und hießen ihn tausendmal in ihrer Mitte willkommen.

„Bleib bei uns! Bleib bei uns!" so riefen mehrere hundert Stimmen, wie aus einem Munde. „Du sollst nicht wieder zu den Barbaren zurück! Sey unser Freund! Wir wollen Dich ernähren und kleiden." Und so drängte sich Jedermann zu ihm; Jedermann wollte dem Andern die Ehre streitig machen, den edelmüthigen Fremdling zu beherbergen und zu pflegen; Jedermann bot ihm seine Hütte zum Aufenthalte dar, und bat ihn, sogleich mitzugehen. Aber der ehrwürdige Alte, der ihn losgekauft hatte, wollte nicht einwilligen in ihr Gesuch.

„Laßt ihn mir, rief er ihnen zu, denn er gehört mir nur an: gönnt mir die Freude, daß ich ihm belohnen kann, was er mir gethan hat. Er soll von nun an mein Sohn seyn, die Stütze meiner alten Tage, der Trost in meinem nicht mehr fernen Tode. Komm, Jüngling! und folge mir, wir wollen nach unserer Heime gehen; sie ist nicht weit von hier."

Sie gingen; das Volk wich zurück, und noch in der weitesten Entfernung vernahmen sie sein Jubelgeschrei, und die Segenswünsche, die ihnen nachfolgten.

---

Ihr Weg lief durch ein kleines, kühlduftendes Lusthölzchen in ein weit ausgedehntes, anmuthiges Thal hin, das sich lächelnd durch zwei hohe Ketten von Gebürgen wand, und aus welchem sich fernher ein friedliches Häuschen erhob, das rund um von einem Garten begränzt war, und am Rande eines spiegelhellen

Bächleins lag, der spielend durch die hohen Ulmen daherrollte.

Walther konnt indes den Weg, so kurz er auch seyn mogte, nicht mehr vor Mattigkeit völlig vollenden, weil er schon seit vier und zwanzig Stunden weder gegessen, noch getrunken hatte. Sein menschenfreundlicher Begleiter merkte es, und hieß ihn auf einer Rasenhöhe unter dem Schatten eines hohen Baumes sich neben ihm setzen.

„Du bist ermüdet, lieber Freund, sagte er zu ihm, und der Tag ist noch lang; komm, laß uns ein wenig hier ausruhen. Es ist ohnedem nicht mehr weit zu unserer Heime hin. Auch habe ich zum Glück noch einige Lebensmittel bei mir; ich sehe, Du bist vor Hunger matt, da nimm, und iß.“

Mit diesen Worten reichte er ihm ein kleines Reisbrod dar, und ein Stück von gebratenem Wildprett. Walther nahm es

mit dankbarer Hand, verzehrte es mit dem größesten Appetit, und der Alte fuhr während der Zeit so zu ihm fort:

„Hast Du wol das kleine Häuschen dort links an der Ecke des Gebürges bemerkt? Das ist nun unsre Wohnung, mein Sohn! Da hatt' ich schon eine geraume Zeit, fern von der Welt und ihrem Kampfe, mit meiner guten Welli in ungestörtem Frieden, und neidenswerther Ruhe verlebt; als Kriegsgeschrei und Schlachtenruf mich plötzlich aus dem süßen Taumel weckten, meine zitternde Hand nach Schwerdt und Bogen griff, mein greises Haupt der entwöhnte Sturmhut abermals deckte, mein schwacher Fuß zum Kampfplatz eilte, und ein unglücklicher Zufall mich Deinen unmenschlichen Landesleuten in die Hände führte, die mich als Opfer ihrer Wuth hätten bluten lassen, wenn Du nicht, edler Jüngling! Dich des armen, zitternden, wehrlosen Greises erbarmt hättest! Segne Dein und mein Gott es Dir hundertfach, daß ich nun wieder in

Frieden entschlummern kann; denn hierher wagen sich die weißen Wüthriche nicht." (Eine Thräne drängte sich bei diesen Worten aus den Augen des gerührten Alten hervor) „Ach, Du glaubst es nicht, was für Thränen schon deshalb geflossen sind; und wie meine **Welli** vor Freuden laut aufschrie, als sie ihren befreieten Vater wieder erblickte! Und wenn ich ihr nun erzähle, daß **Du** mein Erretter bist, o sie wird Dich in ihren Armen zerdrücken, und mit ihren Küssen ersticken, das liebe Mädchen! Komm, wenn Du gesättigt bist, komm, laß uns eilen, damit sie uns nicht zu lange entbehrt."

Keins dieser Worte fiel vergeblich für Walthern zur Erde, der durch die so glückliche Wendung seines mißlichen Schicksals sich allmählig wieder zu erheitern anfing. Seine stillen Seufzer opferten während des Gehens der allgütigen Vorsehung Dank, daß sie ihn in die Hände solcher edelmüthigen Menschen geführt hatte; und immer

mehr und mehr regte sich der Wunsch in seinem Herzen schon, daß es ihm vom Himmel vergönnt seyn mögte, hier in der ungestörten Einsamkeit, und fern von Europäern und Vaterland sein Leben ruhiger zu beschließen, als er es angefangen hatte, hier all' seiner bekämpften Noth, aller Leiden, aller Sorgen nach und nach zu vergessen, hier zu jener innern Heiterkeit und stillern Seelenfreude überzugehen, die er so emsig gesucht, und nirgends bis jetzt gefunden hatte; denn die bisherigen Aeuserungen seines ehrwürdigen Begleiters schienen vermuthen zu lassen, daß **auch unter Indianern der friedliche Engel häuslicher Glückseligkeit** gern seine Wohnung aufschlage.

Mittlerweile waren sie bei dem einsamen Häuschen angelangt. Sie traten hinein. Ein junges Mädchen war so eben beschäftigt, aus ländlichen Früchten ein freundliches Abendbrod zuzubereiten. Sie schien zu stutzen, als ihr Vater mit einem unbe-

kannten, weißen Fremdlinge zurückkam; und vor Verwirrung flog eine leichte Röthe sanft über ihre Wangen hin.

Wie zu Stein geworden, stand der erstaunte Walther, dem alles ein Traum zu seyn schien, fest und unbeweglich da, als er in der Hütte seines Indianers **ein weißes, reitzendes Mädchen erblickte,** und hatte sich ganz in ihrem trunkenem Anschaun verloren. Denn **schön,** wie der Aufgang in Osten, **sanft,** wie Nachtigallschlag, **süß,** wie das duftende Veilchen; so **war Welli, die Pflegetochter des Indiers.** So schön war selbst von **Apelles** Zauberpinsel und schöpferischer Allgewalt, auch **Venus Anadyomene** *) nicht, als sie aus der

*) Die Göttin der Liebe, Venus, ward nach dem bekannten Mythos aus dem Schaume des Meeres geboren; daher sie auch den Beinamen Anadyomene (die Hervorsteigende) erhielt. Drei berühmte Künstler des Alterthums wagten es, diese feierliche Scene durch ihren Pinsel darzustellen; allein unter allen drei Gemählden erhielt das vom Apelles, dem bekannten Maler an Alexanders des Großen Hofe, nach dem Urtheile der damaligen Kenner einstimmig den Preis.

Purpurfluth emporstieg! So schön warest Du nur, mein freundliches Minchen, als Deine Hand mir im heimlichen Läubchen dort den Erstling der Rosen bot! Ihre blonden Locken, die eine ungekünstelte Rose nur schmückte, wehten seiden zum weißgewölbten Busen herab, und umschatteten lieblich die Liliengruft desselben: aus ihren blauen Augen schien der Himmel selbst mit allen seinen Reitzen zu lachen, und auf ihren vollen Wangen ruhte sanft die Farbe der innern Herzensunschuld, welche nur dann und wann ein fliegendes Roth der jungfräulichen Geschämigkeit noch erhöhete. Lieblich, wie Meigedüft, hauchte ihr Odem; freundlich entschwebte ihren würzigen Lippen jegliches Wort, wie zaubernder Silberklang; und nachlässig zwar, doch reitzend wallte ein schneeweißes Gewand zu ihren Füßen hinab, dessen Wellen ein bläuliches Leibband umschränkte. So mit ihren Zauberreitzen geschmückt, stand sie da, gleich einem En-

gel des Paradieses, als der Alte mit Walthern zum Hüttchen hereintrat.

Welchem Jünglinge hätte bei solch einem Auftritte nicht das Feuer in allen Adern gesprüht? Wessen Herz wäre nicht dem holden Mädchen voll Freuden entgegen gewallt? Aus wessen Brust nicht beim Anblick ihrer himmlischen Miene ein heimlicher Seufzer entflohen? Denn **Welli sehen und lieben war eins**! Glücklicher Walther, ein guter Engel führte Dich dorthin, um in der Ferne das zu finden, was Du in der Nähe vielleicht vergebens gesucht hättest! An Welli's Busen sollst Du nun all' die erkämpften Leiden vergessen, an Welli's Busen ausruhen von dem harten Ungemach und den Mühseligkeiten Deiner trüben Lebensbahn, und eines reinen, glücklichen Friedens genießen, wie ihn der Himmel nur hat; denn Dankbarkeit ist der Grund, worauf die Liebe für euch das Häuschen eurer Glückseligkeit zu bauen beginnt!

Doch von all' diesem schönen Glücke ließ sich der verwirrte Walther auch nicht ein Wörtchen nur träumen. Noch immer stand er ganz in Gedanken verloren da, bis der Vater endlich dem Stillschweigen ein Ende machte, und dadurch, daß er dem Mädchen die Worte zurief: „Sieh', Welli, dies ist der Mann, der mich gerettet hat!'' eine Scene veranlaßte, die schöner und rührender jenseits des **Indus** wol niemals gesehen worden war.

Denn kaum war das letzte Wort noch seinen Lippen entfloh'n, als augenblicklich das sich selbst gleichsam vergessende Mädchen, vor Freuden außer sich, in die Arme des Europäers flog, den Erretter ihres Vaters vest an ihren Busen drückte, und seine sie umschlingende Hand mit heißen Thränen gerührter Dankbarkeit benetzte. Der arme Walther ward bei diesem Auftritte so betäubt, daß er wirklich schon daran zu zweifeln anfing, ob er auch noch unter'm Monde auf der Unterwelt lebe; denn

solch einen Wechsel des Schicksals hatte er nimmer geahndet; und Wunder über Wunder machte seinen Verstand völlig irre, als die schöne Welli ihn in hochdeutscher Sprache anredete, (die Indianer an der Gränze der holländischen Besitzungen sprachen höchstens ein gebrochenes Holländisch) und, so stumm sie vorher schien, jetzt Fragen über Fragen häufte, und sich in einen Strom von Beredtsamkeit ergoß, der unerschöpflich schien.

„Kinder! unterbrach sie endlich der ehrliche Alte, zum Schwatzen habt ihr Morgen noch Zeit; jetzt bedürfen wir Erquickung und Ruhe. Geh', Welli, und rüste unser Abendbrod an!"

Welli flog fort, holte das Beßte, was Küche und Keller verwahrten, herbei, und bereitete für ihre beiden Gäste ein herrliches Mahl. Diese lagerten sich fröhlig zu Tische; und alle ließen sichs wohlschmecken nach solch einem Tage der Freude, besonders aber Walther, weil alles von den

Händen der reitzenden Welli bereitet war.

Während der Mahlzeit entspann sich unter ihnen ein trauliches Gespräch über ihre wechselseitigen Schicksale. Von dem Alten selbst dazu aufgefordert, erzählte unser Walther nun ausführlicher die ganze Reihe seiner so wunderbaren, als traurigen Begebenheiten: selbst seine jugendlichen Ausschweifungen und Verbrechen verheelte er nicht, sondern gestand sie alle offenherzig, der Wahrheit gemäß, und mit sichtbaren Merkmalen der herzlichsten Reue und innigster Betrübniß darüber; und dies hatte denn für ihn zur Folge, daß man ihn nicht blos entschuldigte, sondern auch Mitleiden und Gerechtigkeit widerfahren ließ, und die angefangene Freundschaft nur noch enger schloß. Vorzüglich hörte die liebe, sanfte Welli, die ihm zur Rechten saß, mit gespannter Aufmerksamkeit und mit Aeuserungen der zärtlichsten Theilnahme der Erzählung seiner Abentheuer zu, indem sie vest

ihre Augen auf ihn geheftet hatte, und sittsam erröthend sie niederschlug, wenn sie von ohngefähr den Seinigen begegneten. Auch fühlte er es jetzt schon mehr, als zu deutlich, daß eine sonderbare Veränderung in seinem Innersten vorgehe, und Empfindungen in seinem Herzen erwachten, die ihm bis dahin noch völlig unbekannt geblieben waren: oft irrte sein Blick unwillkührlich nach der schönen Nachbarin hin, und ein leiser Seufzer entstahl sich seiner Brust, wenn sie den warmen Antheil, den sie an seiner Erzählung zu nehmen schien, laut werden ließ. Aber sein Erstaunen erreichte den höchsten Grad, als er in der Folge von dem Alten selbst nähern Aufschluß über das sonderbare Schicksal dieses europäischen Mädchens bekam.

Denn da er geendigt hatte, mußte sich Welli auf einige Augenblicke von der Gesellschaft trennen, weil sie noch einige häusliche Geschäfte zu verrichten hatte, und nun

hub der Indianer, wie sie allein waren, mit seiner Erzählung so an:

„Daß die junge Dirne, welche Du hier vorgefunden hast, nicht meine leibliche Tochter ist, würdest Du ohnedem wol längst haben bemerken können, wenn es Dir auch ihre Gesichtsfarbe nicht schon angezeigt hätte; aber ich liebe sie eben so zärtlich, als hätte sie mir mein unvergeßliches Weib selbst geboren, das nun schon über zehn Jahre im Schooße der Erde ruht: denn ein braver Mann hat mir dies einzige Unterpfand seiner Liebe vor mehrern Jahren noch auf seinem Todtenbette anvertraut. Es war ein Deutscher —"

„Ein Deutscher?" fiel Walther plötzlich hier ein, dessen Verwunderung immer höher stieg.

„Ja, ein Deutscher! Ein Mann von Deiner Nation! — O die Deutschen müssen ein braves Volk seyn! Ach, glaube mir's,

lieber Walther, die Christen hier zu Lande sind insgemein so falsch und so treulos: sie behandeln uns, die wir doch auch Menschen sind, barbarischer, als ihre Hunde: ich habe wenig ehrliche Leute unter ihnen kennen gelernt; aber wenn ich einen braven Weißen kennen lernte, so war es allemal — ein Deutscher! Du bist doch auch so gut und brav, wie Deine übrigen Landesleute?"

Ein sprechendes Stillschweigen war die Antwort, und eine rührende Pause folgte darauf.

Endlich hub Walther wieder an: „Und wie hieß denn jener edle Mann?"

„Sein Name? O er wird mir ewig unvergeßlich bleiben — **Dürrwald** nannte sich mein Freund —"

„**Dürrwald? Dürrwald?**" stotterte Walther hastig heraus.

„Du scheinst zu stutzen, mein Sohn; kanntest Du ihn vielleicht?"

„Wie sollt' ich ihn nicht kennen, ant- wortete Walther; er war Officier bei „dem Regimente, unter welchem ich „einige Jahre gedient habe; aber wir „besaßen den edlen Mann nicht lange, denn „er erhielt vor etwa acht Jahren Befehl, „mit einer englischen Flotte hierher nach „Ostindien zu gehen, um einen gewissen „Auftrag seines Landesherrn schleunigst zu „überbringen: seit dieser Zeit habe ich wei- „ter kein Wörtchen von ihm erfahren. „Und er wäre schon todt?"

„Todt, schon seit sieben Jahren — ich hätte ihn gern noch behalten; aber es war doch das beste für ihn, daß er bald starb. Neid und Mißgunst seiner eignen Landesleute verfolgten ihn überall aufs grausamste. Zwei angesehene und mächtige Männer, welche ihm die Gnade mißgönn- ten, worin er bei dem hiesigen englischen Generalgouverneur stand, der ihn zu den wichtigsten Geschäften gebrauchte, dichteten

ihm, um ihn zu stürzen, boshafter Weise die schwarze Beschuldigung an, er habe Gelder der Compagnie untergeschlagen, und bestachen mehrere feile, niederträchtige Menschen, daß sie wider ihn zeugen mußten. Der arme Schuldlose ward überschrien, und zu ewigem Gefängnisse verdammt. Als alles für ihn verloren war, sucht' er sein Heil auf der Flucht: er floh nebst seiner zwölfjährigen Tochter, die er aus Europa mitgebracht hatte, zu mir — denn er hatte mich schon früher kennen gelernt — und ich gewährte der verfolgten Unschuld mit freudigem Herzen einen ruhigen Zufluchtsort. Allein ob wir gleich hier von aller übrigen Welt gleichsam abgesondert zu wohnen scheinen, so war es doch seinen Feinden endlich gelungen, diesen geheimen Aufenthalt zu erfahren, und sie hatten schon insgeheim alle nur möglichen Anstalten getroffen, sich seiner Person zu bemächtigen, als der Himmel ins Mittel trat, sich der bedrohten Unschuld erbarmte,

und alle bösen Anschläge ihrer Widersacher auf immer vernichtete. **Mein Freund** wurde plötzlich **krank**, und tiefer Kummer und Gram machte seinem leidenvollen Leben **schon am dritten Morgen ein Ende.** Ich kam nie von seinem Lager, und noch eine halbe Stunde vor seinem Tode reichte er mir die sterbende Hand. „Freund, sprach er mit ermattender Stimme, ich hin-„terlasse Dir meine Tochter: sie ist eine „vater- und mutterlose Waise nun, und „von ihren Landesleuten um ihres unglück-„lichen Vaters willen gehaßt. Sorge Du „für sie, spare das kleine Vermögen ihrer „seligen Mutter, das ich noch gerettet „habe, ihr auf die Zukunft, lehre sie auch „ihr Unglück geduldig und fromm zu tra-„gen, ihrem Gotte vertrauen, und — —" Heftige Zuckungen und Krämpfe verhinderten ihn, weiter zu reden; aber sie währten nicht lange, und nach Verlauf einiger Augenblicke schlummerte er allmählig sanft ein, um nie wieder zu erwachen. Thränen der

Wehmuth flossen auf den erblassten Leichnam, und weinend begruben wir ihn am folgenden Morgen. — Hast Du wol auf dem Wege hierher zur Rechten hart am Bache unter dem dunkeln Palmbaume den grünen Hügel bemerkt? Das ist sein Grab; dort gehe ich alle Morgen früh in der Dämmerung hin, um meinen Schmerz zu verweinen. — —"

Hier schwieg der Greis. Eine stille Thräne rann in der Furche seiner Wange herab. Walthers Herz war zerschmolzen, wie Wachs; sein nasses Auge hatte sich zur Erde gesenkt; und eine wehmüthige Stille feierte das Andenken des verewigten Freundes, bis die freundliche Welli hereintrat, und mit der heitern Miene der Unschuld ihnen verkündigte, daß nun alle Geschäfte des Tages glücklich vollendet wären, und das Nachtlager für ihren neuen Freund von ihren Händen schon bereitet sey.

Alle trennten sich darauf, und legten sich ruhig zu Bette. Doppelt weich und süß war Walthern das Nachtlager, welches er bekam; denn die Mühseligkeiten des vollendeten Tages hatten ihn wirklich des Schlafes mehr, als jemals bedürftig gemacht, und dann, war ihm sein Bette nicht von der Hand der schönen Welli bereitet? Es währte also kaum einige Augenblicke, so lag er schon im tiefen Schlafe. und schlummerte, als wären all' die überstandenen Leiden nur ein bloßes Traumgebild gewesen, bis tief in den Morgen hinein.

Die Sonne stand schon hoch am Horizonte, als Welli den geliebten Schläfer mit freundlicher Stimme zum Frühstück rief. Er stand hurtig auf, eilte zum Vater, der auf ihn wartete, hinab, und verzehrte in seiner Gesellschaft ein ländliches Morgenbrod. Darauf führte ihn der Alte in seinem Hause, in seinem Garten, auf seinem Felde umher, um ihm seine häus=

lichen Einrichtungen zu zeigen, und Welli hüpfte an der Hand des lieben Fremdlings nach allen Orten mit. Walther verwunderte sich über die Ordnung, die er überall herrschen sah, über die Spuren der Thätigkeit, die er nach allen Seiten hin gewahrte, und über den Ueberfluß, den er an allen Sachen fand; aber seine Verwunderung verwandelte sich in starres Erstaunen, als ihm der Alte erst seine Kostbarkeiten, seinen Reichthum an Juwelen und Edelgestein, und verschiedene Stangen gediegenen Goldes zeigte, die er aus einem wohlverwahrten, eisernen Kästchen hervorlangte. Solche Schätze hatte er in der kunstlosen Hütte eines Indianers nicht erwartet.

„Dies alles, fügte der Alte hinzu, indem er sich an ihn und seine Welli wandte, die Arm in Arm verschlungen, und Blick auf Blick geheftet, traulich vor ihm standen — „dies alles habe ich mir durch meine Tapferkeit und meine Redlichkeit er=

worden, als ich vor etwa zwanzig Jahren erster **Heerführer des Nabobs von Daula** war; denn dieser gewann mich lieb, nahm mich an Kindesstatt an, und setzte mich zum alleinigen Erben seines ansehnlichen Vermögens ein. Fleiß und Sparsamkeit haben es noch vermehrt, und es ist hinreichend, denke ich, nicht nur mich auf Zeitlebens, sondern auch euch einst zu ernähren. Denn, wenn ihr gut und brav bleibet, meine Kinder; so ist dies alles, da ich selbst kinderlos bin, nach meinem Tode **das Eurige**. —"

Beide ergriffen bei diesen Worten dankbarlich die Hand des väterlichen Greises, und küßten sie.

„Ja, fuhr dieser fort, ich glaube, daß diese meine süße Hoffnung nicht unerfüllt bleiben wird. Meine Welli, und ihr gutes, sanftes Herz kenne ich schon, und für Walthers Redlichkeit bürgt mir sein Name, weil er ein Deutscher ist!"

Auch wieß es die Zukunft bald aus, daß der gute Alte sich nicht mit leerer Hoffnung geschmeichelt hatte; denn beide Pflegekinder bewetteiferten sich, ihm die Tage seines Alters froh und angenehm zu machen. Walther wurde bald mit der Einrichtung seines Hauswesens bekannt, sorgte und pflegte treulich seiner Cameele und Maulesel, bebauete mit unermüdetem Fleiße das Reis- und Weitzenfeld, hielt die angenehme Citronen- und Mirabolanenlese, *) fütterte früh und spat den alten, treuen Haus-Elephanten, und die gute Welli ging ihm dabei so geschäftig zur Hand, daß es eine Freude war, anzusehen, wie diese brave Familie lebte, auf welcher von Tage zu Tage sich der Segen des Himmels reichlicher herniederließ.

So schwanden ihnen denn zwei volle Jahre in ununterbrochener Glückseligkeit

*) Mirabolanen sind eine Art indianischer Pflaumen von ziemlicher Größe und vortreflichem Geschmack.

hin, ohne daß sich weiter ein Vorfall von Bedeutung ereignete. Da der indianische Rajah, als Anführer und unabhängiger Beherrscher des Völkerstammes, zu welchem sie gehörten, unterdeß einen Vergleich mit den Europäern zu Stande gebracht hatte, welcher beiden Theilen ihre vorigen Besitzungen wieder zusicherte, so hatte Walther von dieser Seite weiter nichts zu befürchten, und sein gegenwärtiger Aufenthalt war zu abgelegen und verborgen, als daß sich irgend eine Spur seiner Landesleute dahin hätte verirren können. Er fing also nach und nach an, seinen vorigen Zustand ganz in Vergessenheit zu begraben, und gewöhnte sich allmählig an die Lebensart und Sitten der Indianer. In Gesellschaft seiner lieben Welli, die ihm von Tage zu Tage theurer und unentbehrlicher wurde, und an der er immer mehr Reitze und liebenswürdige Eigenschaften entdeckte, hielt er sich für den glücklichsten aller Sterblichen. Zwar hatten sie sich ihre gegenseitige

Zuneigung bis jetzt noch nicht entdeckt; aber ihre sich unwillkührlich oft begegnenden Blicke, ihre unverstellten Mienen, bisweilen ein beredter Händedruck, und ein Kuß, der länger, als gewöhnlich, auf den Lippen des geliebten Gegenstandes verweilte, verriethen einander nur allzu deutlich, was ihre Herzen gegenseitig empfanden; und die nächste, günstige Gelegenheit vollendete das Werk der bescheidenen und verschwiegenen Liebe.

---

Ein **vornehmer Indianer** in ihrer Nachbarschaft wollte sein **Vermählungsfest** mit der Tochter eines reichen Nabobs **feierlich begehen**, und lud dazu alle Nachbaren ein. Auch **Walther** und **Welli** gehörten nebst ihrem Vater unter diese Zahl. Allein als eben der feierliche Tag anbrach, empfand der gute Alte einige Unpäßlichkeit; er äußerte also, daß er wol für diesmal nicht Theil nehmen könnte an dem Feste der Freude, und seine beiden Kinder

zeigten sich sogleich bereit, auch dem Vergnügen zu entsagen, und bei ihrem schwachen Vater daheim zu bleiben.

„Nein, sagte er zu ihnen, nein, meine Kinder! ihr würdet mich beleidigen, wenn ihr um meinetwillen zu Hause bliebet; denn meine Unpäßlichkeit ist von keiner Bedeutung. Ihr wisset ja schon, daß mich oft dergleichen Zufälle anwandeln: gehet also immer hin; vielleicht komme ich selbst gegen Abend noch nach. —"

Anfangs blieben sie zwar vest bei ihrem Entschlusse. Da sie aber sahen, daß der Alte darüber verdrüßlich zu werden schien, gehorchten sie seinem Willen, und gingen. Und uns sey es erlaubt, das liebende Paar auf dem einsamen Wege leise von fern zu belauschen.

„Laß uns ein wenig hier ausruhen; — hub Walther an, als sie die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten — denn Du scheinst müde zu seyn, liebe Welli!"

Geschämig senkte das sittige Mädchen bei diesen Worten die jungfräulichen Augen nieder; aber ihre Hand drückte fester, ihre Seufzer stöhnten schwerer hervor.

„Du schweigst? — Du weigerst Dich, mein Urtheil zu fällen? — O foltre nicht zu lange mein Herz. — — Sprich, Mädchen, sprich, was hab' ich zu erwarten? — **Leben, oder Tod??**"

„**Leben!**" seufzte sie leise — „**Leben!** rief sie laut, und **Deiner Welli Liebe!**"

Sie sprachs. Da zerflog das Nebelgewölk, welches sich kurz vorher über ihrem Haupte gesammelt hatte, da schwieg der Sturm, welcher erwacht war, da lächelte die Sonne wieder freundlich herab, welche sich verhüllt hatte, und durch eine feierliche Stille feierte das All der Natur den Bund der reinen Liebe mit, die hier zwei schuldlose Seelen vereinte. Dann wehte ein flüsternder Zephyr von den laubigten Zweigen

des Baums, der sie umschattete, liebliche Kühle auf sie; zu ihren Füßen murmelte leiser der Wiesenquell; und zu ihrer Rechten erhob im nahen Dattelnhaine ein Chor fröhligen Waldgeflügels seinen zwitschernden Wechselgesang.

„Hörst Du's, Mädchen meiner Liebe? rief der entzückte Walther — hörst Du's, der Himmel segnet unsern Bund! Nun komm, Du süßes Geschöpf! von nun an, meine Welli! komm, und laß uns fürder gehen!"

Sie gingen, und vollendeten Arm in Arm und Herz an Herz den übrigen Weg. Allein da sie ankamen, und die Feier begann, und die Freude sich durch die trunkenen Reihen wälzte, da waren Walther und Welli die Einzigen, die nicht so warmen Antheil daran nehmen konnten; denn ihre Seelen erfüllte eine gewisse, ängstliche Ahndung, und diese trieb sie unruhig an, noch vor dem Ende des Tages aufzubrechen, und wieder heimzukehren.

Ach, es traf nur allzu richtig ein, was sie geahndet hatten. Als sie zu Hause kamen, fanden sie den alten Vater schwächer vor. Seine Krankheit hatte eine unglückliche Wendung genommen, und mit jedem Augenblicke ward die Krise bedenklicher. Schon gegen Mitternacht fühlte er, daß die letzte Stunde sich nahe. Walther und Welli standen an seinem Lager und weinten. Er sah sie wehmüthig an, und bat sie, sich auf einen Augenblick zu fassen, weil er ihnen noch etwas zu sagen habe. Sie wischten die Thränen von ihrer Wange ab. Drauf hub er mit schwacher Stimme so an:

„Der Zeitpunct ist erschienen, meine Lieben! wo ich Euch verlassen soll, um in einer höhern Gegend mit meinem geliebten Weibe wieder vereinigt zu leben. Ich gehe freudig aus der Welt den ewigen Freuden entgegen, und nur bei dem Gedanken an Euch, meine Kinder, wird mir das sterbende Herz noch weich. O Ihr waret so

gut, Ihr habt Euren Vater so redlich geliebt! Nehmt meinen letzten Dank für diese Liebe, und den väterlichen Segen von mir! Doch, ehe ich scheide, hört meinen letzten Willen noch an: er hat **zwei Bitten** an Euch. Die eine betrifft Euch selbst, und ich bin gewiß, daß Ihr sie mir gern erfüllen werdet, da ich mit Wohlgefallen Eure Neigung für einander schon lange bemerkt zu haben glaube. Ich wünschte nämlich, daß Ihr Euch beide nie verlassen mögtet, und **daß Du, mein Walther, unsre Welli zum ehelichen Weibe nähmest.** Wollt Ihr Euch dazu den Segen von einem christlichen Priester erbitten?"

Ein leises, verschämtes Ja war die Antwort.

„Nun dann, fuhr der sterbende Greis fort, so übergebe ich Euch alles, was ich habe — es ist das Eurige von nun an, und Ihr habt dafür weiter nichts mehr zu erfüllen, als eine **zweite Bitte**, welche ich

noch hinzufügen will: Wenn ich todt bin, so begrabet mich an der Seite meines verewigten Freundes — auf der Stelle, liebe Welli, wo wir oft zusammen uns seiner erinnerten. Versprecht Ihr mir das?

Sie schwiegen: die Antwort erstarb auf der Zunge; und Thränen stürzten herab. Der Alte sah sie wehmüthig an, fügte ihre beiden Hände in die Seinige, stammelte noch einige Worte, die immer schwächer wurden, wandte sich darauf um, und — verschied in Frieden.

Die Liebenden trugen schluchzend den Leichnam an die Stelle, wo der Verstorbene zu ruhen gewünscht hatte, und begruben ihn an der Seite seines vermoderten Freundes. Dann kehrten sie weinend um, und mehrere Monden verstrichen, ehe das erste Knöspchen der Freude in ihrem Herzen wieder aufzukeimen begann.

Endlich that Walther seiner Welli den Vorschlag, zur nächsten englischen Co-

lonie, welche ohngefähr zwölf deutsche Meilen von ihrem Aufenthalte lag, abzureisen, um dort sich vor einem englischen Pfarrer auf ewig zu verbinden. Sie willigte ein, und die Abreise war schon auf den folgenden Morgen vestgesetzt, als sie spät Abends noch einen unverhofften Besuch erhielten.

---

Die Sonne war eben untergegangen, und beide saßen in ihrem Gärtchen auf einer Rasenbank zusammen, und wiegten sich fröhlich in dem Traume ihrer glücklichen Zukunft, als Walther unvermuthet zwei Europäer bemerkt haben wollte, die mit hastigen Schritten das Thal herab kämen, und ihrer Wohnung zu eilten. Sie sprangen auf von ihren Sitzen, und eilten hurtig ins Freie hinaus. Da sahen Sie denn zu ihrer Verwunderung, daß sie sich wirklich nicht geirrt hatten.

Es waren nämlich ein dänischer Missionair und ein deutscher Officier,

die sich auf einer Geschäftsreise von der eigentlichen Landstraße verirrt hatten, und durch Zufall in dieses abgelegene Thal gerathen waren. Sie stutzten anfänglich nicht wenig, wie sie hier Europäer vorfanden, und voll Freuden darüber, baten sie sich inständigst eine Nachtherberge aus. Walther und Welli nahmen sie aufs liebreichste auf, bewirtheten sie, so gut sie nur konnten, und bereiteten ihnen ein weiches Bette zum Ausruh'n.

„Hast Du wol bemerkt, meine Welli, sagte Walther, als sich die Fremden zur Ruhe verfügt hatten, **daß sich dies alles durch eine höhere Leitung so fügen muß? Was** meinst Du dazu, wenn uns der dänische Prediger morgen einsegnete, so könnten wir unsrer Reise überhoben seyn?"

Welli lächelte dazu, und erwiederte, daß dies keiner Antwort bedürfe.

„Nun gut, sagte Walther, dann, Liebe! laß uns Anstalten machen zum morgenden Feste!"

Sogleich trafen beide — denn ihre Freude ließ es nicht zu, daß sie der geringste Schlummer anwandelte — noch in derselbigen Nacht alle nöthigen Vorkehrungen. Und als der frühe Morgen zu dämmern begann, da war schon alles wieder wach, und die Fremden schickten so eben zur Abreise sich an, als Walther sich mit dem Missionair in den Garten entfernte, ihm seine Geschichte mittheilte, und sein Vorhaben kund that. Der gute Mann konnte sich nicht genug über den unerwarteten Vorfall, und über die noch sonderbarern Schicksale der beiden Liebenden wundern, und war sogleich bereit dazu.

„Aber, liebes Mädchen! rief Walther seiner Verlobten noch zu, ich mögte Dich gern in eben dem Anzuge zum erstenmale als Weib sehen, in welchem ich Dich einst erblickte, als ich mit unserm Vater zum Hüttchen hereintrat!"

„Närrischer Mann!" lächelte Welli, und eilte hinaus. Doch ehe noch eine halbe

Stunde verfloß, kam sie in jenem Anzuge wieder herein. Sie traten zum Prediger hin, und dieser sprach mit herzlicher Theilnahme den Segen des Himmels über sie.

Darauf wurde der übrige Tag ganz der unschuldigen Freude geweiht. Ein reichliches Mahl bewirthete die hochzeitlichen Gäste, und erst der späteste Vollmond trennte ihre frohe Versammlung, und winkte einen Jeden zur Ruhe.

Fast schon zur Mitte hatte die Sonne ihren Creislauf vollendet, als sich die Gesellschaft erst wieder zusammenfand, so süß war ihre Ruhe gewesen. Beide reisende Freunde machten nun ernstliche Anstalten zur baldigen Abreise. Alles Bitten ihres gefälligen Wirthes, alles zauberische Flehen seiner zärtlichen Gattin um einen längern Aufenthalt waren fruchtlos. Sie blieben unabänderlich bei ihrem Vorsatze, und kaum war noch eine Stunde vergangen; so schieden die Fremden, denen ein Sclav zum

Wegweiser diente, unter tausend Segenswünschen von ihnen. Innige Freundschaft hatte die Herzen der Edlen vereinigt; sie erschwerte den Abschied; sie heischte Thränenopfer; und nur das Versprechen, welches die Scheidenden hinterließen, bald einmal wieder zu kommen, flößte Beruhigung dem trauernden Herzen ein.

So lebte denn unser glückliches Paar wieder einsam und verborgen in seiner friedlichen Wohnung fort. Ihr Glück vermehrte sich von Tage zu Tage, und den seligen Genuß desselben kann der nur fühlen, der sich, wie **Walther**, nach so vielen Gefahren und Leiden, **endlich am Ziele der feurigsten Wünsche** sieht. Nur eins blieb ihm für jetzt zu wünschen noch übrig, und dies war die Freude, erst den süßen **Vaternamen nennen zu hören.** Doch auch hierzu machte ihm sein geliebtes Weib bald Hoffnung, und mit sehnsuchtsvoller Erwartung blickte der Glückliche der Erfüllung dieses letzten Wunsches entgegen.

Aber ach, er ahndete nicht, was ihn noch treffen sollte, und mitten im Taumel des berauschenden Glückes schreckte den Sorgenlosen unvermuthet **ein fürchterlicher Donnerschlag** aus seinem süßen Traume auf.

**Seine Welli erkrankte plötzlich:** die heftigen Erschütterungen der Krankheit veranlaßten eine **zu frühe Niederkunft,** und unter wilden Schmerzen und unsäglichen Wehen brachte sie **ein schwaches Knäbchen** zur Welt, das ringend sich nur dem mütterlichen Schooße entwand. Mit nassen Augen hob es der Vater auf, und betrachtete wehmüthig noch der schönen Mutter treues Ebenbild, als es nach wenigen Augenblicken auf seinen Händen **schon wieder verschied.**

Da stand er nun, der betäubte Vater, und starrte mit seinen Blicken bald auf das erblaßte Kind der Schmerzen, bald auf die kämpfende Mutter desselben hin. Seine Brust unterdrückte vergeblich des

hervorstöhnenden Seufzer, sein Auge bemühte sich umsonst, die hervorquellende Zähre zu verbergen. Welli, die leidende Welli bemerkte sie, errieth die Ursache der väterlichen Klagen, unterlag dem Jammer und den lastenden Wehen, und folgte dem vorausgegangenen Liebling bald in die Ewigkeit nach. —

Ha, das war mehr, als er ertragen konnte! Sinnlos stürzte sich der Verzweifelnde auf den erkaltenden Leichnam des entflohenen Weibes hin. Er umklammerte ihn fest mit seinen Armen; er rüttelte ihn heftig auf; er erdrückt' ihn mit Küssen; er rief ihn ungestüm bei Namen: aber kein Laut erfolgte, keine Spur des wiederkehrenden Lebens ließ sich blicken.

„O Welli! Meine Welli!" schrie er laut, sprang wüthend auf, und durchrasete, wie unsinnig, das ganze Haus. Dann verließ ihn sein Bewußtseyn, sein Verstand war weg, er sank ohnmächtig zu Boden. Ein alter, treuer indianischer Diener, den

er schon mehrere Jahre in seinen Diensten hatte, hob den unglücklichen Herrn mitleidig auf, und trug ihn leise auf sein Lager hin. Aber bald kehrte die Wuth mit erneuerter Stärke wieder.

„Welli! Welli! Gebt mir meine Welli wieder!" rasete er fürchterlich, daß es dumpf in den Gemächern des Hauses wiedertönte. Und wenn dann keine mitleidige Stimme ihm genügende Antwort brachte, so war er außer sich: er wollte mit Welli sterben, mit in ihren Sarg, mit in ihre Gruft gesenkt werden.

Mehrere Tage kämpfte der Unglückliche so: endlich brach sich die Stärke der Krankheit: eine außerordentliche Ermattung schlich sich durch alle seine Glieder; sie hielt ihn noch längere Zeit an sein Bette gefesselt, und erst einige Wochen nach dem Begräbniß seiner geliebten Gattin, das unterdessen sein guter Indianer besorgt hatte, verließ er zum erstenmale das Lager der Schmerzen.

Tiefsinnend schlich er im ganzen Hause umher. Wie öde dünkt' es ihm überall! Wie einsam und verlassen! Schön lächelte der Frühlingssonnenstrahl herab, aber er empfand seine Erquickung nicht; sanft athmete die Lenzesluft, aber er war stumpf für ihre Lieblichkeit; süß sangen die beflügelten Sänger in seinem nachbarlichen Haine, aber er war taub für ihren harmonischen Sang. Nur wenn er auf Welli, seiner Welli Grabeshügel weinen konnte, gewahrte er einige Linderung. Dahin ging er, **wenn früh der Morgen graute:** dort saß er noch, **wenn schon der Abendstern zu sinken begann.** —

Dort war es denn auch, wo nach Verlauf einiger Monden, als seine Schmerzen sich einigermaßen zu mildern anfingen, zuerst in seiner Seele der **Gedanke** erwachte, **eine Gegend zu verlassen,** wo ihn alle Gegenstände nur an die Größe seines Verlustes von neuem erinnerten. Eine längere Zeit brachte denselben zur Reife.

Aber wohin sollt' er ziehen? Diese Frage machte ihm anfänglich viel zu schaffen: er konnte mit sich selbst erst nicht eins werden; welcher Ort ihm ein ruhiges Asyl zu gewähren im Stande sey. Endlich regte ein sehnsuchtsvolles Gefühl nach den Seinigen in Europa sich in ihm stärker wieder, als jemals; und nun war sein Vorsatz entschieden.

Er machte sich reisefertig nach der nächsten englischen Colonie, um dort bei der ersten Gelegenheit sich nach Deutschland einzuschiffen, wo er nach so vielen Jahren hoffen konnte, daß man seine frühern Vergehungen vielleicht schon längst vergessen habe. Er packte also sein Gold und seine Kostbarkeiten bei, vermachte seine indische Wohnung, seinen Garten, und seine Ländereien nebst Zubehör seinem treuen Diener aus Dankbarkeit zum Eigenthum; und trat darauf getrost seine letztere Reise an.

Wie er in der ersten **Pflanzstadt der Engländer** am **Bengalischen Busen** ankam, fand er zu seiner größten Freude auf der dortigen Rhede ein englisches Schiff segelfertig vor Anker liegen, das nach **Plymouth** in **England** bestimmt war, und nur auf günstigen Wind noch wartete, um dorthin absegeln zu können. Unverzüglich begab er sich zum Schiffscapitain, um mit demselben Bekanntschaft zu machen, und auf sein Schiff sich einzumiethen. Dieser, ein gar menschenfreundlicher und leutseliger Mann, empfing ihn sehr liebreich, und versprach ihm mit Freuden, er wolle ihn gern als Gesellschafter mit nach Europa nehmen, ohne auf weiter eine Belohnung, als seine Freundschaft zu rechnen. Walther drückte dem braven Schiffer sogleich die Hand, und von Stund' an war der Bund ihrer Herzen versiegelt.

Drei Tage nachher erhob sich ein günstiger Wind: sogleich wurden die

Anker gelichtet, und das Schiff flog pfeilschnell vom Lande. Nicht ohne Rührung und Thränen blickte Walther, der sich größtentheils auf dem Verdecke aufhielt, nach der immer mehr und mehr aus dem Gesichte verschwindenden Küste des festen Landes zurück; starr hatt' er sein Auge auf die geliebte Gegend gerichtet, wo er in diesen Jahren so mancherlei Schicksal erlebt, wo er zwar nur eine kurze Zeit, aber doch so froh und so glücklich gewesen, wo er seine unvergeßliche Welli gefunden, und wo er ihre erblaßte Hülle zurücklassen mußte; und ach! als erst die Spitze des letzten Berges sich am äußersten Horizonte in den Wolken verlor, da brach sein Schmerzgefühl in häufige Thränen hervor. Er mußte in die Cajüte gehen, um sich in der Gesellschaft seines ehrlichen Freundes Zerstreuung zu suchen.

Schon in der Hälfte des andern Mondes langten sie glücklich und wohlbehalten beim Hoffnungskap an; denn alles,

Wind und Wetter, vereinigten sich, ihre Fahrt leicht und angenehm zu machen. Es schien, als habe sich der Himmel den jetzt zum Lieblinge erkoren, den er vorhin, als einen flüchtenden Verbrecher, mit Sturm und Donner verfolgte. Auch Walthers Sinnesart und Empfindungen waren nicht mehr, wie vor; und so unstätt und verwirrt er einst sein Vaterland verlassen hatte, so ruhig und heiter blickte er demselben nun wieder entgegen; denn da er jetzt mit einem ansehnlichen Vermögen nach Europa wieder zurückkehrte, welches er als armer Schiffssoldat verlassen hatte, so konnte er sich um desto mehr mit der Hoffnung schmeicheln, die Verbrechen seiner Jugend auf die eine, oder andere Art wieder gut zu machen, und den zugefügten Schaden mit doppelten Zinsen wieder zu ersetzen.

In solchen Gedanken, die seinem braven Herzen immer süßer und angenehmer wurden, war er noch verloren, als er schon

zu Plymouth ans Land stieg, in dessen Hafen das Schiff noch vor Ablauf des fünften Monats glücklich einlief. Hier sah er sich genöthigt, eine Zeitlang zu verweilen, bis ein Schiff da wäre, welches nach Deutschland führe. Diese Zwischenzeit wandte er nun dazu an, seine Edelsteine, Juwelen und andern Kostbarkeiten, welche er aus Ostindien mitgebracht hatte, bei einem Juwelier gegen baares Geld umzusetzen. Nur den Ring, den ihm einst die schöne Welli zum Unterpfande ihrer Treue schenkte, und das kostbare Halsgeschmeide, welches die Unvergeßliche die mehrste Zeit ihres Lebens zu tragen pflegte, konnte er sich nicht überwinden zu veräussern; er wollte dieses theure Angedenken an sein heißgeliebtes Weib bis an seinen Tod, gleich einem Heiligthume, verwahren. Aus den übrigen Sachen lösete er eine ziemlich ansehnliche Summe Geldes, die sich nahe an drei Tonnen Goldes erstreckte. Voll dankbarer Freude über diesen reichlichen Se-

gen, womit die Güte der Vorsehung den weiland so Dürftigen jetzt beschenkt hatte, eilt' er grade nach seiner Wohnung zurück, als er noch unterwegs unvermuthet die angenehme Nachricht erhielt, es sei so eben ein **bremischer Schiffer** im Hafen angekommen, welcher schon in drei Tagen wieder auszulaufen und zurückzukehren dächte.

Stehenden Fußes eilte Walther zum Befehlshaber jenes Schiffes hin, ersuchte denselben, ihn mit nach Deutschland zu nehmen, erhielt, was er suchte; und **steurte schon am vierten Morgen** mit seinen neuen Gefährten **der deutschen Küste** zu.

Unter ihrer Zahl befand sich nebst Andern auch ein **reicher Güterbesitzer**, den er sich in früher Jugend einmal gesehen zu haben erinnerte, dem er selbst aber unbekannt war. Dieser Mann äußerte eines Tages in einer Unterredung mit ihm, daß er gegenwärtig ein **kleines Landgut** in der Gegend besitze, in welcher Walther geboren

war, und wohin derselbe nun auch wieder zu ziehen gedachte, und daß er wol Willens sey, besagtes Gütchen unter der Hand zu verkaufen, wenn sich Jemand fände, der Lust dazu hätte, weil er selbst bald in die russischen Staaten abreisen müßte. Walthern konnte der Vorschlag zu keiner gelegenern Zeit kommen. Er unterhandelte mit ihm auf der Stelle, wurde bald einig, und kaufte das Gut um einen billigen Preis an sich, um einen friedlichen Ruhesitz für sein herannahendes Alter zu haben.

Mittlerweile lief am neunten Tage das Schiff glücklich in die **Mündung der Weser** ein. Mit hochklopfendem Herzen stieg Walther ans Land, und reisete unverzögert nach der Gegend seines Gutes ab, weil ein heftiges Verlangen ihn drängte, erst zu erfahren, wie es nach so langer Zeit den Seinigen, und allen Verwandten und Freunden ergangen sey.

Er langte glücklich an; aber Vorsicht und Klugheit riethen ihm anfänglich, seinen

eigentlichen Namen, seine Herkunft, und sein bisheriges Leben mit einem tiefen, schweigenden Dunkel vor den Augen seiner Landesleute zu verhüllen. Deswegen nahm er sogleich einen **fremden Namen** an, und gab sich für einen andern Mann aus, als er war: auch kam ihm hierin die lange Abwesenheit unter einem fremden Himmelsstriche vortrefflich zu Statten; denn Indiens Clima hatte seine Wangen braun gemalen, seine vielen Drangsale hatten seine Gesichtszüge völlig verändert, und **auf der Stelle, wo ihm einst jenes schimpfliche Brandmal eingedrückt war, ruhete immer ein deckendes Pflaster.** Jedermann staunte, als der sonderbare, unbekannte Mann ankam: das immer allzu geschäftige Gerücht verbreitete dieses und jenes von ihm; aber alles Nachforschens und Nachsinnens ungeachtet, wollte es doch Niemanden gelingen, nähere Kundschaft über das wichtige Geheimniß einzuziehen.

Ohne sich hierum zu kümmern, erkundigte sich Walther indes unter der Hand nach seiner Familie: allein Wehmuth und Schmerz erfüllten sein Herz, und Thränen sein Auge, da er vernahm, daß sein guter, redlicher Vater vor Kummer und Betrübniß über seinen ungerathenen Sohn endlich gestorben sey, und seine unglückliche Mutter mit ihren Kindern in der äußersten Armuth und Dürftigkeit hinterlassen habe. Sogleich ließ er ins geheim derselben eine gewisse Summe zustellen, um dadurch vorerst dem drückenden Mangel abzuhelfen; und mit dieser Unterstützung fuhr er von Zeit zu Zeit fort, ohne daß die gerührte Familie ihren unbekannten Wohlthäter entdecken konnte.

Allein mehr, als jemals, erstaunte der Letztere, als er bei weiterm Nachforschen auch das unerwartete Schicksal seines ehemaligen Brodherrn erfuhr. Furchtbar hatte des Himmels Gerechtigkeit bald nachher an diesen Barbaren gerächt, was

er an seinem unschuldigen Pferdehüter einst so gröblich verschuldete. Lange Zeit gelang es nämlich demselben, seine Bosheit und Gräuel hinter Dunkel und Verschwiegenheit zu verbergen, und vor den Leuten das Ansehen des ehrlichsten Mannes von der Welt zu behaupten. Endlich aber wollte die Vorsehung den Frevel dieses schändlichen Bösewichts nicht länger ertragen. Er wurde bei Gelegenheit eines vollführten Straßenraubs (denn heimlich nährt' er sich nur von Plündern und Morden) ertappt, ins Gefängniß geworfen, und als Anführer der Räuberbande mit seinen saubern Spießgesellen bald darauf zum verdienten Lohne gehangen.

Wie Walther die nähern Umstände dieser Begebenheit erfuhr, so erinnerte er sich zufällig an das Unglück seines Freundes zurück, der dort im Walde von Räubern geplündert, und gemißhandelt worden war. Eine dunkle Ahndung erwachte in seiner Seele: „Wie, wenn es eben der=

selbe Straßenraub wäre?" Er dachte weiter nach, und siehe, alles traf überein, Umstände, Zeit, Ort und Gelegenheit. Nun blieb ihm kein Zweifel mehr übrig. Er erkannte abermals deutlich den Finger der Vorsehung. Ein Räuber plündert einen Unschuldigen aus, und nimmt ihm das Pferd; und in dem Augenblicke, da er die schwarze That begeht, wird ihm sein eignes Pferd von einem Andern entführt, verkauft, und mit dem daraus gelöseten Gelde wird jener Unglückliche wieder erquickt und unterstützt. Welche Fügungen! Welch eine sonderbare Verschlingung der Kette menschlicher Schicksale! Welch augenscheinlicher Fingerzeig gerechter Vergeltung!

In der That wirkte auch dieser Vorfall so stark auf Walthers Seele, daß sich nachher über dieselbe ein gewisser, melancholischer Tiefsinn verbreitete, und sie oft stundenlang ganz in Gedanken verloren war.

Doch hielt ihn dies alles nicht ab, der unglücklichen Familie des Räubers, die durch die Schande und das Verbrechen ihres nichtswürdigen Vaters ins tiefste Elend herabgesunken war, eiligst mit Hülfe beizuspringen. Er gab ihr mit so reichlicher Hand, daß er den ihr einst zugefügten Schaden wol dreißigfach wieder ersetzte, und hatte bald die Freude zu sehen, wie sie sich nach und nach zu dem vorigen Wohlstande wieder emporarbeitete.

Und nun erst kehrte wieder eine dauerhafte Ruhe in seine Seele zurück: er dankte oft inbrünstig und laut der allwaltenden Vorsehung, daß sie ihm so schöne Gelegenheiten zuführte, die Vergehungen seiner frühern Jugend einigermaßen gut machen zu können: er hoffte so, einst freudig sterben zu können.

Um sich aber dieser süßen Hoffnung desto gewisser zu versichern, ward er nicht laß, Segen und Wohlthun um sich her zu verbreiten, wo er nur konnte.

Mit seinem Beispiele leuchtete er in strengster Redlichkeit und in unermüdeter Tugend Alten und Jungen vor: **mit seinen Gütern** erhöhete er den Wohlstand aller Einwohner seines Dorfes, schenkte ihnen reichlich, lieh ihnen immer, wo sie es nur bedurften, und ohne Interessen, half sie aus ihren Schulden, und lehrte sie Fleiß und Ordnung und Sparsamkeit. **Auch um Kirche und Schulen erwarb er sich große Verdienste:** jener vermachte er eine ansehnliche Summe zu ihrer Verbesserung und Erhaltung; und ein anderes, nicht minder beträchtliches Capital setzte er aus, damit von den Zinsen desselben der kärgliche Gehalt des Predigers und Schullehrers in seinem Orte erhöhet würden.

So mit den edlen Thaten reiner Liebe und unermüdeter Wohlthätigkeit gekrönt, sah er schon seinem nahenden Ende entgegen, als auf einmal noch ein **unerwarteter Vorfall** sich ereignete, der ihm Ge-

legenheit verschaffte, das gute Werk der Vergeltung ganz zu vollenden.

Eines Tages, als er auf seinem Felde einsam umherging, der Güte Gottes sich zu erfreuen, und eben noch über seinen wunderbaren Lebenslauf Betrachtungen anstellte, begegnete ihm von ohngefähr ein alter Invalide mit einem hölzernen Beine, und flehte ihn um eine kleine Gabe der Mildthätigkeit an. Walther stutzte bei seinem Anblicke; und — wer malt sein Befremden? — als er in ihm seinen alten Cammeraden entdeckte, der ihn einst so treuloser Weise verrathen hatte. Aber hieran dachte sein edles Herz nicht weiter: er sah nur den hülflosen Krüppel in ihm, uud ersuchte ihn, mit nach seinem Hause zu gehen. Hier behielt er ihn Lebenslang bei sich, und sorgte auch nach seinem dereinstigen Tode so für ihn, daß er keinen Mangel weiter zu befürchten hatte.

Diese schöne That edelmüthiger Liebe sollte den Beschluß seines gutendenden Lebens machen. Denn bald darauf wurde er krank, und mit jedem Tage nahm die Hoffnung mehr ab, noch länger zu leben. Er benutzte also die noch übrigen Augenblicke, so gut er konnte: **entdeckte sich nun ohne Rückhalt** den Seinigen, und allen andern Freunden: machte sein Testament zum Besten derselben; **und schied darauf ruhig und getrost von ihnen zu den Freuden eines bessern Lebens über.**

Seufzer, schwere Seufzer umschwebten das Lager, wo er verschieden war; und ungeheuchelte Thränen rannen auf seine erstarrende Hülle hinab. Mit wehmüthigem Herzen hoben seine Freunde den Leichnam auf, und in trauernder Stille senkten sie ihn in das Grab hinein, welches der Selige sich kurz vor seinem Tode zu seiner künftigen Ruhestätte hatte erbauen lassen.

Zwar — zu ihrer Schande sey's gesagt! — erkühnten sich muthwillige Buben nachher, die Stelle zu entweihen, wo die Asche des Edlen ruht, und tasteten mit frevelnder Faust sein Denkmal an; aber der bessere Theil seiner Freunde lohnten diese Nichtswürdigen mit der gebührenden Verachtung, und ehren den Mann noch im Grabe, dessen sich die Vorsehung so augenscheinlich bediente, um den Sterblichen zu zeigen, daß ihre Weisheit eben so aufmerksam über das Böse walte, das sie bisweilen aus höhern Absichten geschehen läßt, als über das Gute der Welt, welches mit jedem Morgen die aufgehende Sonne den Erdensöhnen aufs neue verkündigen muß.

Holzminden,
gedruckt bei H. Bohn und Sohn.

# Geheime Geschichte des Verschwörungs-Systems der Jakobiner in den österreichischen Staaten.

Für Wahrheitsfreunde.

London, 1795.

Wahr und niederschlagend ist die Bemerkung, daß jene Zeiträume, welchen man in der Weltgeschichte den Beynamen der interessantesten giebt, für die arme Menschheit gerade die schrecklichsten sind. Die Völker, die am meisten in den Annalen der Vorzeit genannt werden, waren sicher die unglücklichsten. In grauer Ferne bewundern wir die grossen Ereignisse, die glänzenden Thaten Griechenlands und Roms. Schlaue, auf den Ruhm ihres Vaterlands eifersüchtige Geschichtschreiber erhöhten mit ihres Pinsels Zauberkraft den Werth jener Thaten, und umhüllten mit einem trügerisch schimmernden Gewande jene Ereignisse. Aber der Ströme Thränen, der Ströme Bluts und der Leichname, über welche der Tempel des Ruhms jener Nationen sich erhob, wird nicht gedacht; man spricht nur von den interessanten, das Herz erhebenden Zeiten der Griechen und Römer, und fällt nie auf den schrecklichen Gedanken, daß in jenen Staaten kein Mensch fünf

und vierzig Jahre alt werden konnte, ohne Zeuge einer Mordscene in seinem Vaterlande zu seyn; wenigstens wird man schwerlich in Athen eine solche Reihe Jahre nach einander aufzählen können, ohne auf blutige Begebenheiten zu stoßen. Oft hörte ich sagen, die Geschichte von China sey äußerst fade und abgeschmackt; wollte der Himmel! die Geschichte Europa's wäre von nun an auch so fade und abgeschmackt. Doch ich fürchte, ich fürchte, das letzte Jahrzehen in diesem tumultuarischen Jahrhundert möchte den entsetzlichen Beynamen des interessanten bekommen, aber nicht so, wie die Zeiträume Griechenlands und Roms, welchen man dieses Beywort vorsetzt; nein, wie die alles erschütternden und alles vernichtenden, der Attilla's und Theoderichs. Eine mächtige Verschwörung arbeitet von einem Ende Europens bis zum andern, nicht allein an Untergrabung der Verfassungen, sondern auch an dem meisten, was bisher unter den Menschen in der physischen und moralischen Welt bestanden hat; und eine mächtige Nation unterstützt diese Verschwörung. Doch minder gefährlich ist diese Nation als jene Verschwornen; diese schleichen im Dunkeln, und können uns von hinten ermorden; das französische Volk aber hat das Schwert in der Hand, hat sich als unser Feind erklärt, und wir haben uns also nach diesem zu richten. Ach minder mächtig

als das Heer der Verschwornen, sind die Heere jener Nation; diese werden nie ganz Europa erobern können, jene aber sehr leicht, weil sie nach jedem Siege stärker werden, und ihre Kriegsbedürfnisse, als Schlauheit, Arglist, Egoismus, Herrschsucht und Leidenschaften aller Art, mit geringer Mühe und ohne große Kosten mit sich führen. Fast alle beträchtliche Städte Europens fühlten mehr oder minder die Erschütterungen, welche die versteckten Feinde in ihrem Innern erregten. Ja, Neapel und Turin standen am Abgrunde des Verderbens, und in der letzten Hauptstadt war der Zwischenraum, der Ruhe von Anarchie, Sicherheit von allgemeinen Mordscenen trennte, nur eine kurze Frist von sechs Stunden. Sechs Stunden später als die Entdeckung, und auch Italiens lächelnde Gefilde wären unter den heiligen Namen Freyheit, Vaterland und Tugend, mit Tyranney, Leichnamen und Laster bezeichnet. Auch selbst das wahrhaft freye Londen fühlte sich bedroht, und willig entsagte die Nation auf einige Zeit einem ihrer theuersten Vorrechte, der habeas corpus Akte; welche Entsagung kein Minister mit Gelde zu erkaufen im Stande gewesen wäre, wenn man nicht die Nothwendigkeit davon eingesehen hätte. Doch meinen deutschen Mitbürgern, für welche ich jetzt schreibe, wird vor allen das merkwürdig seyn, was seit einiger Zeit in der Residenz unsers

Kaisers, in Wien vorgefallen ist. Sonderbar und befremdent war es, daß zu eben der Zeit, als der Staat mit der größten Energie alle seine Kräfte gegen die unglückliche und wüthende Nation aufboth, die in ihrem unseligen Rausche sich und andere zu Grunde richtet; als Oesterreichs zahlreiche Heere mit einer, selbst vom Feinde laut bewunderten Tapferkeit kämpften, und während neun Wochen (vom 16ten April bis zum 26sten Juny vorig. Jahrs) keine Sonne auf- und keine untergehen sahen, die sie nicht im Streite getroffen, die sich nicht in Blut getaucht hätte; zu einer Zeit, wo aus allen Städten, aus allen Provinzen mit einer Art von Wetteifer freywillige Beyträge dargebracht wurden, die nicht viele Tausende, sondern viele Millionen betrugen; daß zu eben der Zeit, und in eben den Städten und in eben den Provinzen eine große, weit um sich greifende Rotte Verschwörer entdeckt wird, die selbst die Stufen des Throns erreichte, und deren ganze Ausdehnung man sehr wahrscheinlich noch nicht kennt. Ich bin einigermaßen in den Stand gesetzt, nähere Aufklärung über das meiste, was diese Sache betrift, dem Publikum zu geben. Meine Mitbürger mögen dadurch die Mittel und Wege kennen lernen, deren man sich zur Ueberredung, zur Ueberlistung und zu Entflammung des Enthusiasmus bediente, und unsere Fürsten mögen lernen,

wie

wie nöthig es ist, Wachsamkeit mit nachdrücklichen Maßregeln zu paaren.

Ich weis der Verbindung, der Rotte, oder der Verschwörung, von welcher ich reden will, keinen eigentlichen Namen zu geben; denn sie war und ist stets bereit, einen jeden, oder auch gar keinen Namen anzunehmen, je nachdem sie es für ihre Werke am zuträglichsten hält. So viel ist gewiß, daß sich in Frankreich, Deutschland, und mehrern Ländern durch den alles umfassenden Geist von zwey oder drey Menschen eine Sekte bildete, deren Hauptzweck Herrschaft war. Mit Gewalt konnten sie diesen Zweck nicht erreichen, weil sie schwach, weil ihre Anhänge nur sehr klein waren. Sie bedurften also List dazu. Da man aber in unserm Jahrhunderte im Gebiethe des Trugs und der Schlauheit schon gar grosse Fortschritte machte und mancherley Wege eingeschlagen war, so blieb es vor allem wichtig, einen ganz neuen Weg zu finden, wie man die so oft und so gern betrogenen Menschen am sichersten hintergehen und zu Werkzeugen der verborgenen Absichten machen könnte. Einige wirklich hervorragende Geister, die ihrem Vaterlande unstreitig viele Dienste hätten leisten können, die aber, von der Idee durchglüht und getrieben, viele tausend Individuen, und durch diese die Fürsten, und dann die Länder und Völker nach ihrer Willkühr am Gängelbande zu leiten,

eine andere Richtung nahmen; diese für unser Zeitalter leider aufbewahrten Geister erfanden das neue Trugsystem, das zur Verwirklichung ihrer Absichten am zuträglichsten war. Tugend und Laster, Leidenschaft und Indolenz, schöne und schlechte Thaten, Dummheiten und Spitzfindigkeiten, alles mußte zu der Erreichung des Zweckes beytragen, den nur sehr wenige durchschauten. Die schlauen Betrüger kannten die Menschen. Sie wußten, daß, eben so, wie sie in der physischen Welt meistens durch äußere Zeichen geleitet werden, auch in der moralischen, der Ton, der Schall gewisser Worte sie leitet, deren eigentlicher Gehalt ihnen ganz unbekannt ist. Deswegen gaben sie ihrem Zwecke die herrlichsten Namen, und dies war ihr Meisterstück; es war die feinste Benutzung der Stimmung unseres Zeitalters. Veredlung des Menschengeschlechts, Zurückführung desselben zu seiner angestammten Würde, zu seinem ihm bisher entrückten Ziele seiner Bestimmung, dieses waren die Namen im Allgemeinen. Unterabtheilungen sind: den Druck, unter dem der größte Theil der Mitmenschen seufzt, zu erleichtern; die herrschende Finsterniß zu verscheuchen, und durch Verbreitung heller Begriffe, die bisherigen zweckwidrigen, durch jahrtausend alte Barbarey entstellten Verfassungen zu berichtigen, nach und nach für das

allge-

allgemeine Wohl zu untergraben, und eine bessere, für bessere Menschen dermaleinst aufzurichten, wenn eine schönere Morgenröthe den Tag verkündet, wo Glück und Heil dem wiedergebornen Menschengeschlechte zu Theil wird. Diese schönere Morgenröthe, dieser Tag war aber weiter nichts, als die Errichtung der Oligarchie auf den Trümmern der vorigen Verfassungen. Diesen Zweck zu erreichen, ist ihnen keine Idee zu kühn, kein Plan zu groß und kein Mittel unerlaubt. Wie die verbündeten Menschen sich nennen, das weiß der Himmel. Doch wollte der Himmel, daß ihr Name nicht Legion ist. Sie nennen sich Monarchisten und Republikaner, Jakobiner und Feuillants, Christen und Atheisten, je nachdem die Himmelsstriche sind, wo sie ihr Wesen treiben, und je nachdem dieses oder jenes Gewand erforderlich ist. Nur zu beklagen ist es, daß dabey mancher ehrliche, rechtschaffene Mann in Verdacht kommt, und nicht selten geächtet wird. Wie oft stand wohl schon ein titelreicher Jakobiner neben seinem Fürsten und warnte ihn vor Menschen, deren gerader, biedrer Sinn ihm im Wege stand.

Es ist fast unglaublich, daß nicht schon vor dem Jahre 1789, welches man für das Jahr des Ausbruchs der französischen Revolution hält, eine solche Verbrüderung sollte da gewesen seyn.

Die

Die ausserordentliche Gährung in der Versammlung der Stände in jenem Lande, die Kühnheit ihrer Antworten und Addressen an den Thron, und viele andere Dinge, die nicht hieher gehören, zeugen für diese Vermuthung.

Doch in Wien findet man keine Spur, daß es vor dem Jahre 1789 eine eigentliche Verbindung gab, deren Plane von dem Umfange waren. Man richtete auch damals keine Aufmerksamkeit auf dergleichen Dinge, denn man lebte noch in jener glücklichen Unbefangenheit, in jener süssen Unbekanntschaft mit Ruhestörern und Verschwörungen, die jetzt so sehr verschwunden ist. Man konnte reden und schreiben, was man wollte, und die Polizey hatte nur auf Beutelschneider, Diebe, und wie die Betrüger dieser gröbern Art sonst heissen mögen, ein wachsames Auge.

Gutmüthigkeit und eine besondere Vorliebe für Fremde waren von jeher in dem Charakter der Bewohner dieser Stadt. Man nahm also gewisse Reisende um desto besser auf, da sie mit guten Empfehlungen versehen und Leute von Kopf waren. Sie wurden in die angenehmsten und geistreichsten Cirkel geführt, ohne daß man nur ahndete, welches Gelichters sie waren. Hier hatten sie Gelegenheit, viele Menschen zu sehen, kennen zu lernen und an sich zu

ziehen. Die Aufmerksamkeit der jüngern in der Gesellschaft fesselten sie sehr bald. Die Kunst zu überreden, die sie hinreichend besaßen, gelang ihnen um desto mehr, je tiefer ihre Entwürfe in ihrem Innern lagen, und je stärker sie davon durchdrungen waren. Ich zweifle daran, daß sie damals nur ahndeten, welche schreckliche, unübersehbar schreckliche Folgen für die Menschheit, die Ausführung ihrer Ideen nach sich ziehen könnten, die sie im Feuer der herrschsüchtigsten und ehrgeitzigsten Leidenschaften gebrütet hatten; denn sie waren noch zu offen und liessen sich zu sehr von dem hinreissen, was so wild in ihrem Innern gährte. Es ward viel von der Geistesgewalt geredet, die Menschen über Menschen auszuüben vermöchten. Man hörte nicht selten, mit diesen oder andern Worten einen Satz behaupten, den ich aber mehrere Jahre nachher erst ganz verstand:

„Wenn es drey Menschen geben könnte,“ so hieß es, „die nach dem gemeinen Ausdrucke, „ein Herz und eine Seele wären; deren Wesen „so innigst in einander verwebt wären, daß sie „stets ein Interesse leitete, ein Wunsch beseelte „und ein Plan durchglühte, aber drey Menschen von überwiegenden Geisteskräften, — sie „könnten Herren einer Welt werden.“

Natürlich, daß Männer mit solchen Ideen, mit

mit diesen Talenten und der Ueberredungskunst, Anhänger einer Verbindung verschaffen mußten, deren Zwecke so schön ausgeschmückt und doch dabey so schmeichelhaft für den träumenden Jüngling waren.

Doch unbemerkt und klein schien diese unselige Verbrüderung bis jetzt zu seyn, obgleich sie schon Zusammenkunftsörter hatten, wo aber sehr wenige den Eintritt haben konnten, indem nur die obern Leiter mit einander Umgang hielten. Die übrigen wurden an einer Kette gezogen, die ihnen unsichtbar war, und manche wußten vielleicht selbst nicht, in was für einer Verbindung sie standen. So gering nun auch die Anzahl der Mitglieder seyn mochte, so mußte doch schon eine Art von Kasse vorhanden seyn, woraus verschiedene Unkosten bestritten wurden. Es waren zum Beyspiele zwey junge Leute, als stets residirende Emissairs in Paris angestellt, mit 600 Kaisergulden jährlichen Gehalt ein jeder. Ihr Auftrag soll gewesen seyn, die nöthigen Unterhandlungen mit den dortigen Freunden und Mitbrüdern zu betreiben, und treue Berichte von den jedesmaligen Ereignissen abzustatten. Man hat nachher erfahren, daß sie unter den Trümmern der Parthie Mirabeaus, und nach ihm, der des Fayette und Clermont-Tonnere mit umgekommen sind.

Hier

Hier muß ich auch bemerken, daß bey den ersten Fortschritten der Verbindung, nur sehr wenige Eingeborne aufgenommen wurden, oder sich aufnehmen liessen; meistens hielt man sich an Fremde, von welchen es in einer so großen Stadt wimmelt.

Bald nach der Revolution in Frankreich, fieng man an von einer Propaganda zu reden, die sich in allen Ländern verbreitet hatte, und dem dort herrschenden Systeme Anhänger verschaffen sollte. Der Beweise ihres Daseyns gibt es leider nur zu viele. Doch die ersten Apostel, die davon nach Wien kamen, waren weiter nichts, als plumpe, aufbrausende Jakobiner, die sehr bald entdeckt wurden, und auch nicht viel Schaden anrichten konnten. Sie hatten mit den Verschwornen, von welchen hier die Rede ist, gar nichts gemein; diese gaben sich auch nicht mit ihnen ab, im Gegentheile denuncirten sie manche und besorgten aus Politik ihre Verhaftnehmung. Die heimliche Verschwörung in Wien bedurfte keiner Propaganda; sie stand mit den Häuptern des Unwesens in Frankreich in zu genauer Verbindung, und ihre Plane waren zu weit aussehend, als daß ihnen das armselige Gewäsche einiger Demokraten in den Kaffehäusern, hätte nützen können.

Sie verhielten sich bis jetzt noch in einer Art

von Waffenstillstand, und nahmen auch selbst an den im Jahre 1790 entstandenen Unruhen in Ungarn wenig oder gar keinen Theil, weil hier eine ganz andere Sache im Spiele war, als daß sie ein Interesse dabey hätten finden können. Die Verhaftnehmungen verschiedener verdächtigen Fremden, von welchen die meisten schon wieder los, aber des Landes verwiesen sind; die Zerstörung und Entdeckung eines Klubs, der aus lauter Hausoffizieren und Bedienten französischer Nation bestand, unter welchen selbst einige Leute im Dienste des Fürsten Kaunitz waren; alles dieß hatte noch nichts mit der viel verborgenern, viel gefährlichern Sekte gemein, von welcher die Rede ist. Ja, man entfernte sich dadurch nur noch mehr von der Spur, auf welcher man sie hätte entdecken können; denn es gab keine grössern Feinde der Jakobiner, keine eifrigern Nachforscher, diese aufzufinden, als gerade sie, von deren furchtbaren Existenz man eigentlich noch nichts ahndete. Bey der Zerstörung jenes Klubs glaubte man sich ganz sicher, denn man wußte nicht, daß man nur auf die dümmern, die minder gefährlichen, die subalternen Bösewichter gestossen war, und die großen ganz verfehlte.

Wenn ich nicht fürchtete, das gefühlvolle Herz eines erhabenen Monarchen zu verwunden,

so

so würde ich von einer Begebenheit reden, über welche noch ein schauervolles Dunkel ruht; eine Begebenheit, bey der man nur zu viele Spuren fand, daß die abscheulichsten der Menschen dabey im Spiele waren.

Es ist von einer That die Rede, die man so gern in der Vergessenheit ewige Nacht hüllen möchte, wenn das empörte Herz so etwas vergessen könnte. Unerträglich und häßlich ist der Gedanke, daß auf Deutschlands Boden eine Abscheulichkeit gediehen haben sollte, von der man selbst in dem stets mordenden Frankreich nichts gehört hat. Colombe, so ist der Name des.... ich will ihn nicht ausdenken, den entsetzlichen Gedanken; genug dieser ward in Verhaft genommen, weil der stärkste, gegründetste Verdacht auf ihn fiel. Selbst jetzt erfuhr man noch nichts von der Schlange, die im Busen des Staats verborgen war. Ich gestehe, daß ich auch nicht die Möglichkeit einsehe, wie man etwas hätte erfahren sollen, da die Werkzeuge der heimlichen Verschwörung, stets blind und unbekannt sind mit der Hand, die sie leitet. Dazu kam noch, daß sich diese Menschen in allen Departements, in allen Gerichtsstellen gehörig verschanzt hatten. Wäre man bey mancher großen Unternehmung im Kriege, mit der auf alle mögliche Fälle berechneten Vorsicht, mit der ausserordentlichen

Schlauigkeit, wie diese verbündeten Ruhestörer, zu Werke gegangen, man hätte viel ausrichten können.

Uebrigens ließ es die schwarze Verbrüderung an keiner Vorsicht fehlen, um sich auch fernerhin gehörig versteckt zu halten. Sobald sie die gespanntere Aufmerksamkeit derjenigen Mitglieder der Polizey wahrnahmen, die nicht zu ihrer Gesellschaft gehörten, waren sie behutsamer in der Wahl der Aufzunehmenden, und stellten die Zusammenkünfte sämmtlich ein, ausser in Ofen, wo dieselben bis zu der Epoche, von welcher wir bald reden werden, fortdauerten, weil die dortige Landesverfassung manche Maßregeln zu ergreifen verbietet, die in unsern Zeiten oft höchst nützlich seyn können.

Doch mit einemmale verbreitete sich ein schreckliches Licht über die Gefahr, in welcher man geschwebt hatte. Die Gefangennehmung von Semonville, der als ausserordentlicher Bothschafter der Jakobiner nach Konstantinopel gesandt wurde, war für einen großen Theil Europa's wichtiger, als alle Siege und Eroberungen, wichtiger als irgend ein Vorfall seit der Erscheinung des politischen Fanatismus in Frankreich. Wahrlich, etwas viel kostbareres als die Schätze und die sogenannten diamans de la couronne, die dieser saubere Bothschafter mit sich führte, ward

mit

mit ihm aufgefangen. Denn ihr müßt wissen, daß die Plane dieser Menschen, groß und vermessen sind, wie ihre verbrecherischen Leidenschaften.

Nicht allein ein abermaliger orientalischer Krieg, dessen Folgen bey der jetzigen Lage der Angelegenheiten unübersehbar gewesen wären, nein, auch wahrscheinlich der gänzliche Umsturz der österreichischen Monarchie, und mit dieser, mehrerer benachbarter Staaten, ward durch jenen Fang hintertrieben. Wenn ihr diesen Worten, ihr Fürsten, nicht glauben wollt, so seyd so gütig und erkundigt euch an der Quelle. Man wird euch gewiß keine Erläuterung versagen. Dann aber überzeugt euch, wie ihr betrogen werdet, wenn man euch versichert, daß die Gefahr, die euch und — bedenkt es — euern Völkern drohet, eine Erfindung müßiger Köpfe, ein Hirngespinst sey. Die Papiere die jener Semonville bey sich führte, war der kostbare Schatz, den man mit ihm eroberte. Meine Feder ist zu schwach, alles das zu schildern, was man mir von der Verwunderung, von dem Erstaunen, ja von dem Schrecken der Personen erzählt hat, die zuerst jene Papiere erblickten. Man sah sich plötzlich in eine Verrätherwelt versetzt, von der man eine Minute vorher, noch gar nichts ahndete. Welch ein Gefühl für einen

jungen Monarchen, dessen verdachtloses Herz noch unbekannt war, mit den Meisterstücken der Bosheit und Verstellung, und der neben dem unbeneidenswerthen, unglückseligen Erdenleben, das er zu führen hat, noch solche Kränkungen erfahren muß!

Man fand Namen und Briefe von Personen, welchen man eine Minute vorher, das Schicksal des Staats noch anvertraut hätte, und die man jetzt in der innigsten Vertrautheit, und wie in einem Familienbündnisse, mit den ärgsten Feinden des Staats und dessen Bürger erblickte. Und doch hatte man noch nicht den vierten Theil von dem entdeckt, was man heute weiß; es betraf damals nur bloß Wien und Triest.

Ausser den ganz untersten Bedienungen, waren fast in jedem Range in den verschiedenen Dikasterien Verräther zu finden, besonders aber bey der Hofkriegskanzley und der Hauptmauth. Auch einige schwarze, recht ausgezeichnet undankbare Seelen entdeckte man unter ihnen; Menschen, die dem Monarchen nicht allein alles zu danken hatten, sondern auch mit Wohlthaten und beynahe freundschaftlichem Wohlwollen von ihm überhäuft wurden.

Als man dem Kaiser den Namen eines gewissen Sekretairs nannte, der mit der Verräthergesellschaft entdeckt war, ließ er sich denselben

drey

drey oder viermal wiederholen und sagte stets die Worte dabey: „Nein, der kann es nicht seyn.“ Endlich verlangte er ihn zu sehen. So wie der Mensch ins Zimmer trat, sank Franz beynahe ohnmächtig und mit dem Ausrufe auf einen Stuhl: „Auch der? Abscheulich! — — Undankbarkeit muß wirklich einer der häßlichsten Züge seyn, die im Herzen des Menschen anzutreffen sind, weil in dem andern Herzen, das dadurch gekränkt ist, eine so schmerzliche Empfindung erregt wird.

Es dringt sich mir die Bemerkung hier auf, daß in diesen Zeiten, meistens die mit Wohlthaten überhäuften Lieblinge, oft auch die Vertrauten der Fürsten, die ersten Verräther wurden; hingegen der ungekannte, oder verkannte, oder gar verstossene Diener, als der treueste Biedermann, rechtschaffenste Beamte, und als der unerschütterlichste Patriot in den entscheidenden Augenblicken sich zeigte, wo die wahre Feuerprobe abzulegen war.

Mainz ist unter vielen Beyspielen das auffallendste. Dieß könnte wohl beweisen, daß die Fürsten gleiche Vorsicht, bey Auswahlen sowohl, als bey Aechtungen bedürften.

Man überzeugte sich jetzt, daß die Gefahr, in der man schwebte, nicht allein groß, sondern schrecklich war, daß keine Zeit zu verlieren sey,

und daß auch selbst diese Entdeckung nicht gemacht worden wäre, wenn man zufälliger Weise gewissen andern Personen die Untersuchung jener Papiere anvertraut hätte, welches sehr leicht geschehen konnte, indem man alle für gleich treue Diener des Staats hielt. So viel man erfahren, hatten die geheimen Unterhandlungen und Geschäfte von Semonville, Lieferungen von Ochsen und Getraide, Bestellungen in Triest, andere Verabredungen, und — Erkundigungen aus gewissen Dikasterien zum Gegenstande.

Alle als Verräther erkannte Personen, wurden augenblicklich in Verhaft genommen und ihre Papiere durchsucht. Bis jetzt glaubte man immer noch, es sey eine glücklich entdeckte, große und gefährliche Verrätherey; doch nun sah man endlich, daß es eine Verschwörung, eine nach Planen handelnde Rotte, eine förmliche Verbindung zur Umstürzung des Staats war.

Ein jeder Tag gab mehr Aufklärung, ein jedes Blatt Papier unter den schlau versteckten, und glücklich gefundenen Schriften gewisser Verhafteten, zeigte einen neuen Bösewicht. Man hatte doch jetzt wenigstens einen Faden, um tiefer in das Verrätherlabyrinth zu dringen. Doch dann ward es ganz Licht, als man bey einigen zwanzig Eingezogenen, Schriften, Verhandlungen und Namen vergangener und gegenwärtiger

Macht-

Machthaber in Frankreich, und eines gewissen andern Landes fand.

Nun sah man, daß nicht allein in Wien und Triest, sondern fast in allen Städten der Monarchie, Mitverschworne zu finden waren. Aus Böhmen, Mähren, Steyermark, Gallizien und Ungarn brachte man die entlarvten Verräther zusammen, und um den Rechten des letzten dieser Länder nicht zu nahe zu treten, ward von der in Wien befindlichen ungarischen Hofkanzley eine eigene Kommission ernannt, jener Hauptuntersuchungs-Kommission beyzusitzen.

Ungefähr vor einigen Monaten wurde wiederum eine große Anzahl mit einemmale entdeckt, und vor einigen Wochen ward der Hauptmann und Professor Bieleck an der Cadetten-Schule in Wienerisch-Neustadt gefänglich eingebracht. Man hält ihn für einen der ersten im Range der alles verheerenden Verbindung, und hat bey ihm ein förmliches Archiv gefunden. Dennoch zweifle ich daran, daß man schon zu Ende ist mit der gemachten Entdeckung, denn jeden Tag beynahe finden sich neue Verschworne.

Von den Verhandlungen und den Fortschritten der Untersuchungs-Kommission kommt natürlich nichts an den Tag, bis man einmal sagen kann: Das vielköpfige Ungeheuer ist nicht mehr! Ueber vier Verbrecher ist aber bereits

das

das Urtheil gesprochen. Man hat es in den öffentlichen Blättern gelesen. Gilloffsky, der sich selbst erhenkte, war bey der Feldkriegskanzley angestellt; seine Verbrechen sind sehr groß. Er theilte den Feinden mit, was er erfahren konnte. Nun wundere man sich noch über manche Vorfälle und Ereignisse in diesem Kriege!

Brandtstädter war eine Magistratsperson und Beysitzer bey dem Departement der gemeinschaftlichen Militair- und Civilkommission. Hackel der Besitzer eines sogenannten Glückshafen, und Jutz, Doktor der Rechte.

Meine Hand reiche ich dir, edler und biedrer Bürgersmann Oesterreichs, der du unter dem Namen Gewerbsbürger, zu dem größten Theile der Städtebewohner gezählt wirst. Du warest stets deinem Landesherrn und der Verfassung des Staats ergeben; denn dein Wohlstand, der dich vor allen Gewerbsbürgern Deutschlands auszeichnet, sagte dir zu deutlich, daß Landesherr und Landesverfassung in dem Staate, in welchem du lebst, nicht Tyrann und Tyranney ist, wie man dir es seit vier Jahren tausend und aber tausendmal vorsagte; du überzeugtest dich, daß dein Beherrscher sowohl, als die Beherrscher mehrerer, obgleich nicht aller, europäischen Staaten, schon lange vor dem Ausbruche des französischen Mordgetümmels, gar nicht mehr

Ty-

Tyrannen seyn können, und daß der ungeheuerste Tyrann, den je Gottes Sonne bestrahlte, im Schooße des Landes wüthete, das man dir als das freyeste der Erde anpries. Meine Hand reiche ich dir, edler Bürger, denn du nahmst keinen Theil an der Verschwörung der Meuchelmörder unsers Glücks und unserer Ruhe. Du warst für die Verschwornen, für die Schänder der heiligsten Namen, zu unphilosophisch, weil du für die Wahrheit zu empfänglich bist.

Bey der Entdeckung der letzten Ruhestörer, war man sehr überrascht und niedergeschlagen, Leute von allen Ständen in dieser Sache verwickelt zu finden, gegen die bisher nicht der geringste Vorwurf zu machen war, und die man stets als fleißige, ordentliche und rechtschaffene Männer kannte und verehrte. Es wäre wahrlich hart, diese Leute, wenn sie sich nicht besonderer Verbrechen schuldig machten, aus demselben Gesichtspunkt, wie die übrigen, anzusehen und sie eben so zu behandeln. Wenn meine schwache Stimme etwas gelten dürfte, so möchte ich eine Untersuchungs-Kommission bitten, zweyerley Dinge in Ueberlegung zu ziehen, die vielleicht für jene Personen sprechen könnten. Erstens, die Art und Weise, wie die Hauptbösewichter Menschen in ihr Interesse zu ziehen, oder in ihre Verbindung aufzunehmen wissen; zweytens, die

gänz-

gänzliche Unbekanntschaft der jüngern Mitglieder mit den eigentlichen Zwecken sowohl, als auch wirklich oft mit der Verbindung, in welcher sie stehen.

Ich will mich hierüber näher erklären. Ich kenne die Schliche der saubern Herren, und werde vielleicht manchem ehrlichen Manne, manchem feurigen, zu offnen Jünglinge nützlich seyn können.

Vor allem macht sich die geheime Verbindung zur Regel, daß nur immer einer das Geschäft auf sich nehmen darf, einen andern zu bearbeiten (dieß ist der Kunstausdruck) oder mit andern Worten: zu überreden, zu überlisten, oder aufzunehmen. Das erste, worauf der Bearbeiter sein Augenmerk wenden muß, sind das Temperament, die Leidenschaften, die Kenntnisse, die Bildung und alle übrigen, selbst die geringfügigsten Verhältnisse des zur Einweihung bestimmten Profanen. Ist er ein Wollüstling, so geht man mit ihm zu Freudenmädchen; trinkt er gern, so geht man mit ihm ins Weinhaus; liebt er das Spiel, so betrügt man ihn, gewinnt ihm große Summen baar oder auf Kredit ab, setzt ihn in die größten Verlegenheiten, so daß seine Ehre und alles in Gefahr ist. Aber auf einmal zeigt man sich dann als ein helfender Engel; erläßt großmüthig die abgewonnenen Summen, oder stellt die baar erhaltenen wieder zurück, gibt

Leh-

Lehren und Vermahnungen über den vorigen Leichtsinn und die entsetzlichen Folgen der Leidenschaft des Spiels, wirft sich zum Mentor auf, fesselt den von Erkenntlichkeit durchdrungenen Jüngling, leitet ihn und macht mit ihm, wie und was man will. Ferner bedient man sich eines teuflischen Mittels, um leichtfertige, unbesonnene Menschen ins Netz zu ziehen. Man legt es darauf an, daß sie irgend einen Streich oder sonst etwas verüben müssen; man sucht sie auf der That zu ertappen, zeigt ihnen, in welches Verderben man sie stürtzen könnte, wirft sich zu einem begnadigenden Retter auf, und macht dann ebenfalls mit dem Begnadigten, was man will. Niemanden kann diese Bosheit besser glücken, als einer in höhern Stellen stehenden Person. Was kann ein solcher mit den Untergebenen in seinem Departement nicht alles ausrichten? Ja, er sagt ihnen vielleicht, wie sehr sie auf seine Gewogenheit rechnen könnten, wenn sie ihm in der Ausführung seiner Entwürfe für das Beste des Allerhöchsten Dienstes an die Hand giengen.

Doch anderer Mittel und Wege muß man sich bedienen, um den ordentlichen, den rechtschaffenen Jüngling von Kopf und Herz ins Netz zu ziehen. Da muß man feiner zu Werke gehen. Man muß erst erforschen, welches Studium,

dium, welche Kunst, welche Wissenschaft ihm am liebsten ist, und welchen von diesen er sich am meisten widmete. Dann wird gerade ein solcher zu dessen Bearbeitung ausgesandt, der ebenfalls in diesem Fache bewandert ist. Er muß sich bey dem zu Bearbeitenden nicht allein beliebt machen, sondern auch seinen Urtheilen ein gewisses Gewicht zu verschaffen suchen. Besonders macht er es sich dann zur Regel, bey der ersten schicklichen Gelegenheit, auf jene Gegenstände unvermerkt hinüber zu gleiten, wo seine Absichten eigentlich hin zielen. Zum Beyspiele beyde, sowohl der Bearbeiter als der zu bearbeitende Profan säßen neben einander in einem Winkel eines Kaffeehauses. Letzterer läse die Zeitungen, legte sie darauf weg und sagte die Worte: „Es ist doch schrecklich, wie es in Frankreich hergeht!“ — so würde sich ungefähr folgendes Gespräch anspinnen:

Bearbeiter. Ja wohl schrecklich! Und wenn man nur ein Ende von alle dem absehen könnte!

Profan. Die Zukunft ist finster.

Bearbeiter. So finster, als vielleicht je in der Weltgeschichte. Man hat sonst wohl die Zukunft mit der Ferne verglichen, aber auch dieses Bild ist nicht mehr passend. In der Ferne sieht man doch im-

immer etwas dämmern, aber in der vor uns liegenden Zeitenferne, ist keine Dämmerung, kein Schimmer von irgend etwas zu erblicken — — es ist eine Nacht, ein düstrer Abgrund, in welchem nichts zu sehen ist, als was unsere Furcht, unsere Hoffnungen hinein mahlen.

Profan. Was soll aber am Ende daraus werden?

Bearbeiter. Ja, das ist es eben, Freund; das ist eben, was man nicht weiß. Nur ein Gott vermag auf diese Frage zu antworten, welche die schrecklichsten Vorstellungen erregt.

Profan. Ich fürchte, ich fürchte; wenn es ferner so fortgeht, wird die Republick anerkannt.

Bearbeiter. O ich bitte Sie um alles in der Welt, kommen Sie mir nicht mit einer so unerträglichen, ja entsetzlichen Idee.

Profan. Wenn nun aber nichts weiter zu machen ist, als der eisernen Nothwendigkeit Gehör zu geben?

Bearbeiter. Dies hiesse das Reich der Anarchie, die Herrschaft aller Abscheulichkeiten und aller Laster anerkennen: Dann

wäre

wäre unser physisches und moralisches Eigenthum nicht mehr sicher. Die Barbarey jener Zeiten würde wiederum ihren blutigen Scepter über das unglückliche Europa schwingen, wo kein anderes Recht galt, als das, die Menschheit entwürdigende Recht des Stärkern; kein anderes Gesetz, als das bluttriefende Schwert.

Profan. Und dennoch weiß ich kein Mittel dagegen; oder wenigstens scheint es, daß die bis jetzt angewandten Mittel unzulänglich sind.

Bearbeiter. Gewiß unzulänglich; da haben Sie unwidersprechlich Recht. Der Gedanke ist äusserst niederschlagend für den, der noch Gefühl für Ordnung hat, und für sittliche Vervollkommnung des Menschen. Man glaubte mit Armeen gegen Armeen zu kämpfen, und ein Volk vorzufinden, das dem Erwachen aus seinem moralischen Rausche nahe sey. Allein man fand eine tolle, zwecklos wüthende Masse, die unaufhaltsam hervor zu strömen scheint, alles zu verheeren, alles zu verschlingen.

Profan. Welch eine fürchterliche Aussicht!

Bearbeiter. Ja wohl fürchterlich; namenlos fürch-

fürchterlich! — — Und wenn es nur bloß unsere sogenannten zeitlichen Güter wären, die dabey in Gefahr sind, so könnte man wenigstens den Gedanken noch ertragen. Aber viel mehr als das, steht auf dem Spiele; unsere bisher erreichte Kultur, die wir nach einem Kampfe von beynahe anderthalb Jahrtausenden der alten Barbarey mühselig abgewonnen haben, — ist ihrer Vernichtung nahe, wenn nicht andere Mittel der Rettung ergriffen werden.

**Profan.** Sollten dann wirklich keine Mittel der Rettung mehr zu finden seyn?

**Bearbeiter.** Ja, wer die zu finden wüßte, der wäre ein großer Mensch, der wäre der Beglücker Europa's, der wäre ein zweyter Welterlöser.

**Profan.** Ich gestehe es, Freund, dieser Gedanke erhebt mein ganzes Wesen. Was mir die Natur an Kräften, an Talenten verlieh, alles, alles könnte ich zu der Verwirklichung dieses Gedanken verschwenden.

**Bearbeiter.** (feurig) Jetzt, jetzt erkenne ich in aller Fülle die große, edle Seele des Jünglings, an den schon lange ein un-

unsichtbarer Zauber mich fesselte. Umarmen Sie mich; und möchten Sie in dieser Umarmung fühlen, wie wahr und wie innig der Zusammenklang unserer gleichgestimmten Geister ist.

**Profan.** Ich läugne es nicht, der meinige ist gefesselt und bezaubert, durch die Idee, ganze Generationen von den unsäglichsten Uebeln zu befreyen. Wenn ich nur wüßte wie, und welche Art?

**Bearbeiter.** Wie? und auf welche Art? — — Es dämmert so etwas in meiner Seele, das — — das ich nicht ausdrücken kann — — eine Vorstellung, groß, kühn und vermessen — — und doch nicht unausführbar! — — aber Freund — — es schmerzt, mißverstanden zu werden — — und ich fürchte — — —

**Profan.** Was fürchten Sie? Wer? Ich sollte Sie mißverstehen?

**Bearbeiter.** Doch nein; Ihnen will ich mich eröffnen. Nichts soll jetzt meine Zunge fesseln. Ich erkenne in Ihnen einen höhern Schwung des Geistes als den gewöhnlichen Gang jener gemeinen Seelen, die keinen Sinn haben für das Große und Herzerhebende eines ge-

gewagten Gedanken, wenn er auf gute Zwecke zielt.

Nur ein Mittel, Freund, nur ein einziges Mittel ist da, gegen die fürchterlich heranwälzende Anarchie.

**Profan.** Sagen Sie mir es, ich will in mein Herz verschliessen, was Sie mir enthüllen, und meine Seele soll in die Ihrige hinüberströmen.

**Bearbeiter.** Wir sahen es; alle, noch dazu schlecht vereinigte Mittel, der noch schlechter vereinigten Souveraine, waren unzulänglich, dem abscheulichsten aller je erdachten Systeme Einhalt zu thun. Wollen Sie die Ursache wissen, warum? Weil es etwas unter den Menschen gibt, das stärker ist als Schwerter, Kugeln und Bajonette. Und dieses Etwas heißt — — — Meynung. Die Meynung können Sie nur mit der Meynung bekriegen, sonst ist der Kampf ungleich. Wer es so weit bringen könnte; der — und nur der allein, wäre Europens erhabener Retter.

**Profan.** Ich bewundere den Gang Ihres Geistes; sehe aber noch nicht ein, auf welche Art man so viel vermöchte.

Bearbeiter. Warum ficht der französische Krieger? Für ein Traumgut, dessen er gewiß nie theilhaftig wird. Wenn wir nun unsere Völker überzeugten, daß sie von nun an für ein wirkliches Gut zu kämpfen hätten, würde dann nicht Energie gegen Energie streiten, so wie jetzt auf einer Seite nur eine gewisse fanatische Kraft sich äussert? Sie haben unserm Soldaten gut sagen: „Du „streitest für Ordnung, Monarchie und „Eigenthum,“ er fühlt dieß nicht, weil er nicht den Vortheil begreift den er davon hat, oder weil er gar keinen Vortheil davon zu haben glaubt. Aber sagen Sie einem Volke: „Du sollst „selbstständig seyn; du sollst dich auf „das innigste mit deinem Souverain „vereinen; du sollst Antheil haben an „der Staatsverwaltung ꝛc.“ so wird es fühlen, daß es nicht für fremde Güter, Blut und Leben läßt; es wird fühlen, daß es für sich selbst jetzt streitet; hervorströmen wird es mit noch ungesehener Kraft; zernichten wird es das Ungeheuer Anarchie, und mit seinem beglückten Souverain, der dann sein Vater mehr noch, als sein Herr ist,

ist, wird es da stehen, furchtbar und unerschütterlich, in seltener, majestätischer Größe. O Freund! ein solches Volk so zu erblicken, und wenn es unser Volk wäre — — es ist ein Gedanke, der mit noch unempfundenem Entzücken meine Seele durchströmt. Diesen Tag, diesen wonnereichen Tag erleben, und dann sterben!

Profan. Ich theile Ihr Entzücken, aber zu rasch ist mir noch der Flug Ihres Geistes; noch verstehe ich Sie nicht ganz. Das Volk, sagen Sie, soll Antheil nehmen an der Staatsverwaltung; aber wie wäre es möglich, dieß zu bewirken?. Dieß ohne eben die Revolution zu bewirken, die wir verhindern wollen?

Bearbeiter. Gewiß, mein Bester, gewiß es ist möglich; für feste, entschlossene Männerseelen ist alles möglich. Freylich wird es nicht schnell, sondern nur allmählig können ausgeführt werden, aber desto besser; so ist die Erschütterung nicht zu gewaltsam. Auch wird die Zeit selbst alsdann mitarbeiten helfen, und den Monarchen für die Ideen mehrerer vereinigten edlen Män-

 ner,

ner, noch gerade empfänglicher und gestimmter machen. Nichts wäre, diesen vortreflichen Zweck zu befördern, schöner, als eine solche Vereinigung.

Doch hier ist der Ort nicht, über so etwas wichtiges zu reden. Kommen Sie mit mir, mein Bester, um daß sich Ihnen meine Seele näher enthüllen kann rc.

Seht meine Freunde, auf diese Art ist es zu begreifen, wie mancher unerfahrne, vortrefliche Jüngling in eine Verbindung gezogen wird, die er gar nicht kennt, und vielleicht zu späth erst ganz kennen lernt. Für einen solchen möchte meine schwache Stimme gern einige Nachsicht erflehen, denn er wußte nicht, daß er in eine Mörderhöle gezogen war. Das Herz eines Jünglings ist für gewisse Ideen so empfänglich, daß es sich ja leicht überlisten läßt; auch betrachtet er alles nur durch ein rosenfarbnes Glas, und sieht da oft schöne Thaten, wo der geübtere Blick des Mannes, übertünchte Abscheulichkeiten findet. Möge das Schwert der Gerechtigkeit keinen jener Verräther schonen, die so flink und so geschickt in der Kunst sind, aus guten Menschen, Teufel zu machen; allein Nachsicht! Nachsicht! für den bethörten Jüngling, der in die Hände solcher meisterhaften Bösewichter fiel.

Aber

Aber man hat nicht nöthig das Gegentheil von einem Gerichte zu besorgen, das unendlich mehr, als mein schwacher Blick, das ausserordentliche Verrätherſystem durchschauete, und durchschauen kann.

Nie war wohl ein Tribunal in unserer neuern Staatengeschichte, vor dem wichtigere Untersuchungen Statt fanden, und wo mehr Geist, Scharfsinn und Beurtheilungskraft für das Amt des Richters erforderlich ist, als jetzt in Wien.

Die heimlichen Ruhestörer unterliessen auch nicht, schon seit mehrern Jahren Gedichte und Zettel auszustreuen, die theils offenbar aufrührerisch waren, theils nur dazu dienen sollten, die öffentliche Stimmung für ihr Unwesen empfänglich zu machen. Zu Tausenden wurden solche saubere Blätter verbreitet. In allen Authoren suchten sie nach, um etwas zu finden, das in ihren Kram taugte. Von den ganz groben und tollen dieser im Dunkeln fliegenden Papiere will ich keins anführen. Nur zwey Gedichte will ich erwähnen, um zu beweisen, welchen ausserordentlichen Schaden das Genie anstiften kann, wenn es durch falsche Schwärmerey, oder durch Bosheit verleitet wird, seine Schwungkraft zum Giftmischen anzuwenden. Das erste ist von Schubart, dem ältern; ward bereits vor vier Jahren in Wien des Nachts

ausgestreut und mit Entzücken aufgenommen. Ich setze es hieher, weil es in meinen Plan gehört, meine Mitbürger mit dem Tone, den Entwürfen, den Hülfsmitteln und dem Gange der unterirrdischen Sekte bekannt zu machen, deren Daseyn man so schlau bezweifelt, und als ein Hirngespinnst erklärt haben möchte. Unter dem sonderbaren Titel: Der Aderlaß, ist es auch, wenn ich mich nicht irre, in der Sammlung der Gedichte dieses Schubarts zu finden.

## Der Aderlaß.

„Du bist so heiß, o Blut!
So heiß! Was sprudelst du in dieser ird'nen
Schale?
Hast du noch Gluth, noch Sonnengluth?
Zuckt Freyheit noch in deinem rothen Strahle?

* * *

O Arzt, so binde du
Nur schnell mit deiner Binde
Die offne Wunde wieder zu,
Denn Freyheit ist des Deutschen größte Sünde.

* * *

Doch willst du nimmer heiß
O Blut! aus deinen Adern schiessen?
Willst, frostig wie zerschmolz'nes Eis
Vom nackten Fels in kalten Tropfen fliessen?

So

* * *

So fliesse, fliesse nur; —
Kein Fürst wird deine Kälte strafen,
Denn kalte, frostige Natur
Schickt sich allein für arme deutsche Sklaven."

Jünglinge und Mädchen griffen begierig nach diesen Versen. Sie lernten sie auswendig; sie deklamirten sie sich einander mit einer Art von Begeisterung vor. Tonkünstler und Dilletanten machten Melodien dazu rc. Man bekümmerte sich damals um dergleichen nicht viel, denn man war noch nicht zu der unseligen Nothwendigkeit, wie jetzt, gezwungen, auf die geringste Kleinigkeit und den unbedeutendsten Vorgang in dieser Stadt ein wachsames Auge zu verwenden. Sind solche Verse, die noch dazu Genie verrathen, nicht hinreichend, bey einer feuerigen, jeder Schwärmerey fähigen Einbildungskraft des jugendlichen Haufens, jene Geringschätzung des Vaterlands, jenen Wahn von schmähligen Fesseln zu erzeugen, der so herrlich in die Plane der versteckten Mörder unseres Friedens und unserer Ruhe paßt? O glaubt mir, sie fangen es fein an; ihr werdet vergebens einen plumpen, ungehobelten Jakobiner unter ihnen suchen, der mit der Thür ins Haus fällt. Sie wissen sehr gut, daß auf diese Art nichts auszurichten ist.

Das

Das zweyte Gedicht ist von einem der ersten und beliebtesten Dichter unserer Nation. Es ist im höchsten Grade boshaft und ein wahrer Triumph des Jakobinismus, oder wenn ihr es so nennen wollt, der herrschsüchtigen Ruhestörer, die im Verborgenen schleichen. Freylich vermißt man ihre bekannte Freyheit darinn; das Ende ist im Gegentheil so plump als möglich, allein diese Plumpheit ist mit genugsamen Talent ausgeschmückt, um Aufmerksamkeit zu erregen. Im Jahre 1793, gerade als das deutsche Waffenglück am höchsten stieg, ward es in Wien ausgestreut.

## Die Todte.

1.

Für Tugend, Menschenrecht und Menschenfreyheit sterben,
Ist höchst erhabener Muth, ist Welterlösers Tod!
Denn nur die Göttlichsten der Heldenmenschen färben
Dafür den Panzerrock mit ihrem Herzblut roth.

2.

Am höchsten ragt an ihm die hohe Todesweihe
Für sein gedrücktes Volk, — für Vaterland hinan.
Dreyhundert Sparter ziehn in dieser Heldenreihe,
Durchs Thor der Ewigkeit den Uebrigen voran.

3.

Der Tod für Freund und Kind und für die süße
Holde,
Ist — wo nicht immer groß — doch rührend stets
und schön;
Denn er ist Todesgang, den, nicht erkauft mit
Golde,
Im Drange des Gefühls, nur edle Menschen gehn.

4.

Für blanke Majestät, und weiter nichts verbluten,
Wer das für groß, für schön und rührend hält,
der irrt;
Denn das ist Hundewuth, die eingepeitscht mit
Ruthen
Und eingefüttert mit des Hofmanns Brocken wird.

5.

Sich für Tyrannen gar hinab zur Hölle balgen,
Das ist ein Tod, der nur der Hölle wohlgefällt;
Wo so ein Held erliegt, da werde Rad und
Galgen
Für Straßenräuber und für Mörder aufgestellt.

---

Dieses Gedicht ist von dem bekannten **, der jetzt Professor in Göttingen ist, und mit dem ich noch etwas zu reden habe.

Höre

Höre Mensch, der du diese Verse schriebst, du bist entweder sehr unwissend, oder sehr boshaft, oder unwissend und boshaft zugleich, welches wohl am wahrscheinlichstn ist. Für blanke Majestät und weiter nichts verbluten ꝛc. o kenntest du die Schreckensscenen, hättest du gesehen die Wunden und Leichnamen und rauchenden Ruinen, womit ein rasendes Volk ganze Himmelsstriche fürchterlich bezeichnete; hättest du je von deinem Catheder hören können die Jammertöne verwaister Kinder, verlassener Greise und Mütter; hättest du hören können das Mark und Bein zermalmende Geächze des Unglücklichen in dem schrecklichen Augenblicke, da die Mörderhände barbarisch ihn würgen, und das Gewinsel der Verzweiflung der Kinder oder Eltern, der Brüder oder Freunde; und dann das schauervolle Gebrülle und Geheule der mordenden Furien; und hättest du endlich nur einmal in deinem Leben den die ganze Menschennatur durchdonnernden Ton mehrerer Tausenden gehört, wenn sie der Bedürfnisse erstes nicht hatten, und Brod! Brod! Brod! schrien, und die Luft erfüllten mit diesem Geschrey, und himmelan flehend die Hände rangen, und sich wanden im Staube, und sich krümmten zu den Füßen eines Nero, eines teuflischen Barbaren, den man Freyheitsspender, Beglücker des Volks, Vorsteher des Volks und Mitglied der milden Versammlung der

fürchterlichen siebenhundert nannte, und der dann als ächter Tyrann und Menschenschänder da stand in seiner scheuslichen Majestät, welche er durch Theaterkniffe ausschmückte, die er vielleicht vorher zu erlernen Gelegenheit hatte, und dann mit eines Tiegers Auge die winselnde Menge zu seinen Füßen überschaute, und Tod und Verderben wegen Verbrechen über sie aussprach, von welchen sie selten etwas wußten; o wenn du dergleichen gesehen und gehört hättest, so hoffe ich zu deinem Herzen, du würdest gern mit deinem Blute austilgen, was du da geschrieben hast, und würdest dich überzeugen, daß unsere braven Krieger, die du in deinem schmutzigen Bücherneste, vielleicht bey einer Pfeiffe Taback frevelvoll schmächst und lästerst, nicht aus Hundewuth, sondern für etwas anderes als für blanke Majestät, wie du dich auszudrücken beliebst, bluten, und fern von ihrer Heymath und ihren väterlichen Fluren, jeder Beschwerlichkeit, jeder Gefahr feindlicher Uebermacht trotzen, und jeder Annehmlichkeit des Lebens entsagen. Doch das weißt du alles selbst recht wohl; du weißt recht wohl, daß das Unglück, welches entflammte Pöbelwuth über mehrere Generationen verbreitet, unaussprechlich ist, und zumahl in unserm zerstückelten Vaterlande unaussprechlich seyn würde; du weißt sehr wohl, daß die Mißbräuche in unsern Verfassungen auf eine andere Art abgeschaft werden können, und nach

den

den Erfordernissen unseres Zeitalters abgeschafft werden müssen, als durch Jahrhunderte von Jammer und Elend; aber — du willst herrschen! — siehe, das ist das Geheimniß, das du in deinem Busen verschlossen hältst, das alle deine Schritte leitet, und dich und deines Gleichen zu allem fähig macht. — Du hast Genie; du hast Gedichte geschrieben, die, obgleich meistens durch irgend eine Plumpheit verunreinigt, dennoch durch einen gefälligen Versbau und durch lebendige Darstellung den Beyfall des grösten Theils unserer Nation erhielten. Dadurch wurdest du unnennbar eitel und stolz. Es ärgerte dich, daß du nicht auch über Deutschlands Schicksal sprechen und bestimmen kannst, da du doch, gewohnt dich selbst zu vergöttern, zu den ersten Geistern Deutschlands dich zählst. Es ärgert dich, und ist dir unbegreiflich, daß der Verfasser des Liedchens:

„Hurre, hurre, hurre,
„Schnurre Rädchen, schnurre“

von den Fürsten Deutschlands nicht über Krieg und Frieden zu Rathe gezogen wird. Genug, alles ärgert dich, was herrscht, da du, durch ein unerhört ungerechtes Geschick bis jetzt noch nicht zum Herrschen gelangen konntest. Das Wohl und die Freyheit deiner Mitbürger wären dir übrigens sehr gleichgültig, wenn du nur deine Ehrsucht

und deine Privatleidenschaften befriedigen könntest. Uebrigens bin ich überzeugt, du wärest der wüthigste Aristokrat in der Welt (wofür du mich gewiß halten wirst) wenn dir irgend ein Fürst, und wäre es auch der fürchterlichste Tyrann auf Erden, Ehrenstellen mit starken Besoldungen verliehen hätte.

„Sich für Tyrannen gar hinab zur
Hölle balgen" rc.

heißt es weiter im letzten Verse.

Wahrlich, wenn wir Tyrannen hätten, für welche wir kämpften, so säßest du schon lange nicht mehr ruhig in Göttingen. O wenn du nur den zehnten Theil von dem, was du in jenen Versen sagst, gegen das herrschende System in Frankreich geschrieben hättest; gewiß, dein dichterischer Kopf wäre in den ersten Tagen vom Rumpfe geflogen, und wie Danton vom *Fabre d'Eglantine* sagte: Tu ferois *des vers* de ton cadavre. Sprich jetzt von Verläumdungen; nenne mich einen Pasquillanten, der sich im Verborgenen hält; das steht dir schön. Willst du meinen Namen wissen? Er ist: zweymal hundert fünfzig tausend Menschen, die du gerne verschmähen, deren Muth und Standhaftigkeit du gern herunter würdigen möchtest, wenn du es könntest. Ich möchte doch wohl wissen, ob wir nicht ein Recht dazu haben, laut und öffentlich zu sagen, daß derjenige,

der

der unsern gefallenen Mitbürgern Galgen und Rad zu Monumenten bestimmt, verdiente, mit Galgen und Rad vor der Stirn gebrandmarkt zu werden? Unsere Fürsten brauchen keine Tyrannen zu seyn, um für deine bübische Frechheit eine solche Strafe dir aufzuerlegen. Du bist wahrscheinlich ein Freund der Preßfreyheit, und beziehst dich auf diese Freyheit. Ich bin auch ein Freund der Preßfreyheit, und verlange diese Freyheit eben so gut für mich, als du sie für dich verlangst, und wenn du dich berechtigt glaubst, viele tausend Menschen zu beleidigen, so halte ich mich auch berechtigt, zu erklären, daß du, Professor **, Züchtigung verdienst. Aber wie bald würdest du eine Sinnesänderung bey dir wahrnehmen, wenn du der Züchtigungen größte zu erdulden hättest, und in jenen Ländern leben müßtest, die durch die Gegenwart der Soldaten der Freyheit beglückt werden; wenn du mit deinem Freyheitssinne zu den Füßen eines Mord-Commissairs stehen müßtest, daß man dir dein Haus nicht über dem Kopf anzündet; wenn du kniend für dich und die Deinigen um Brod bey ihm betteln müßtest, und dieser edle Republikaner dann zur Schildwache sagte: „*Citoyen, debarrasses moi de ces b - - g - - res allemands!*“ und dieser Citoyen dich dann beym Schopf nähme, und fein unsanft auf gut republikanisch zum Zimmer hinauswürfe.

Gewiß,

Gewiß, gewiß! du würdest eben so wieder auf die Franzosen schimpfen, als du vor der Revolution auf sie geschimpft hast, ohne zu bedenken, wie gemein und niedrig diese Art und Weise ist, seinen Zorn auszulassen.

Es ist eine traurige Betrachtung, die man jetzt anzustellen Gelegenheit hat, daß sich so häufig, um so ausgezeichnet Genie und Talente vereinen, um alle ihre Kräfte zu der Erreichung eines Zweckes zu verschwenden, dessen Werth nur von bösartigen Geistern ganz kann geschätzt werden. Mit sorgfältigem oft ängstlichem Bemühen sucht man gewisse Ideen in Umlauf zu bringen, deren Gehalt für Millionen unserer Mitmenschen von so dauernd schrecklichen Folgen seyn kann, daß sie sich sehr leicht auf ein Jahrhundert ausdehnen möchten. Meistens wird man verlacht, wenn man so etwas sagt; von jenen aber, die das Wahre davon in seinem ganzen Umfange fühlen, höhnisch verspottet. Doch am häufigsten wird man dann für einen Lobredner der Tyranney, für einen Söldner des Despotismus erklärt. Wenn das Gesagte auch noch so tief aus unserm Herzen strömt, wenn wir Unterdrückung und Tyrannen auch noch so sehr hassen, wenn wir auch noch so sehr von aller Verbindung mit Fürsten und Fürstendienern entfernt sind, so werden wir dennoch als elende Aristokraten, als feile Miethsknechte

der

der Souveraine, und wie die Lieblingsausdrücke sonst noch heißen mögen, ausposaunt, so bald wir behaupten, daß die unläugbaren Mißbräuche in vielen unsern Verfassungen auf eine andere Art abgeschaft werden können und müssen, als durch französische Soldaten und Commissairs, von welchen ich mit meinen eigenen Ohren gehört habe: que les animaux allemands ne valoient pas qu'on leur apportât la liberté, et qu'on devroit faire comme les Romains, qui ne traitoient pas les peuples subjugués comme les anciens citoyens, mais au contraire, les tenoient dans la servitude; „ce *que les allemands ne* „*mereiroient que trop, étant si au dessous de* „*notre nation quant à l'esprit et aux talens* "; „die deutschen Schafsköpfe wären es nicht werth, „daß man sie mit der Freyheit beglückte; man „sollte es machen, wie die Römer, welche die unter„jochten Völker, wie die ältern Staatsbürger be„handelten, sondern im Gegentheile sie in der „Knechtschaft hielten; was die Deutschen nur „zu sehr verdienten, weil sie an Talenten „und Geisteskräften so tief unter uns stehen." Wenn wir behaupten, daß es nicht gut sey, den verschiedenen Uebeln, die uns drücken, durch Aufopferung zweyer Generationen, und dadurch abzuhelfen, daß wir unser Vaterland in einen Tummelplatz wilder Leidenschaften verwandeln,

die

die um desto unbändiger wüthen würden, je weniger Macht da seyn wird, sie im Zaume zu halten.

Besonders bemühte man sich, mit einer Art von Leidenschaft die Aufmerksamkeit vieler Menschen, hauptsächlich der Jünglinge, auf die Begebenheiten von Frankreich zu ziehen. Kupferstecher, Künstler aller Art mußten das ihrige dazu beytragen. Auf den Theatern gab es unzählige Allegorien, die nur die Unterrichteten verstehen konnten. Das geheimnißvolle Wesen, das man dabey affektirte, war wiederum Plan, denn die Führer und Leiter des Ganzen wußten sehr wohl, daß alles Geheimnißvolle den Enthusiasmus erhöht, ja oft erzeugt. So ist zum Beyspiel (solltet ihr es wohl glauben?) die ganze Oper, die berühmte, allgemein bekannte Zauberflöte, eine Allegorie auf die französische Revolution, nach ihrer Lage in den Jahren 1789 — 90 und 91, in welchem letztern dieses Stück zum erstenmale in Wien auf dem sogenannten Wiedner-Theater gegeben ward. Doch dem guten Mozart wollen wir deswegen nichts zur Last legen; er war nur der Schöpfer der vortreflichen Musik, und hatte mit dem übrigen Baue des Stücks nichts zu schaffen. Sehr wahrscheinlich war er ganz mit der Idee unbekannt, die im Hinterhalte liegt. Daher kommt so manchem, der nicht unterrichtet ist, der Gang des Stücks lächerlich, ungereimt und abgeschmackt

vor.

vor. Der Beyfall, den es in Wien erhielt, war also aus doppelter Rücksicht so außerordentlich groß, theils wegen der schönen Musik, theils wegen des versteckten Sinns. Zwey und sechzigmal nach einander ward es aufgeführt, und immer blieb der Zulauf derselbe. Um sieben Uhr fangen in Wien die Schauspiele an; doch in den ersten vierzehn Tagen der Vorstellung der Zauberflöte, mußte man schon um fünf Uhr seinen Platz suchen, denn etwas später mußten die Menschen zu Hunderten abgewiesen werden, weil das Haus voll war. Erst in der dritten Woche konnte man es so weit bringen, daß man um sechs Uhr mit Mühe ein Plätzchen sich erkämpfte. Natürlich wurden immer mehr Menschen mit den darinn liegenden Anspielungen bekannt, bis endlich folgende schriftliche Ausdeutung entdeckt ward, wodurch auch die profane Welt des Glücks theilhaftig wird, Licht zu erhalten. Die Allegorie gehört freylich nicht zu den sinnreichsten, aber zur Beförderung der heimlichen Zwecke hielt man sie immer für sinnreich genug.

## Personen.

| | |
|---|---|
| Die Königin der Nacht. | Die vorige Regierung. |
| Pamina, ihre Tochter. | Die Freyheit, welche immer eine Tochter des Despotismus ist. |
| | Tamino. |

| | |
|---|---|
| Tamino. . . . . | Das Volk. |
| Die drey Nymphen der Königin der Nacht. | Die Deputirten der drey Stände. |
| Sarastro. . . . . | Die Weisheit einer bessern Gesetzgebung. |
| Die Priester des Sarastro. | Die Nationalversammlung. |
| Papageno. . . . . | Die Reichen. |
| Eine Alte. . . . . | Die Gleichheit. |
| Monastatos, der Mohr. | Die Emigranten. |
| Sklaven. . . . . | Die Diener u. Söldner der Emigrantē. |
| Drey gute Genien. . | Klugheit, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe, welche Tamino leiten. |

Die Idee, die diesem Stücke zum Grunde liegt, ist:

Die Befreyung des französischen Volks aus den Händen des alten Despotismus durch die Weisheit einer bessern Gesetzgebung.

## Gang des Stückes.

Tamino wird von einer ungeheuren Schlange (dem bevorstehenden Staatsbanqueroute), die ihn zu verschlingen droht, verfolgt. Die Königin der

Nacht will ihn gern retten, da auf der Existenz des Tamino auch die ihrige beruht. Sie kann es aber nicht allein, und braucht daher ihre drey Nymphen dazu, die auch das Unthier vernichten. Tamino bricht in lautem Dank gegen seine Erretterinnen aus, und erhält von ihnen noch überdieß ein vorzügliches Geschenk, eine Zauberflöte. (Die Freyheit, für sein Bestes sprechen und sich beklagen zu dürfen.) Zugleich trägt ihm aber die Königin auf, ihre Tochter aus den Händen eines grausamen, wollüstigen und tyrannischen Königs, des Sarastro zu befreyen, der sie ihr geraubt habe, und in einer Höhle verborgen halte. Um den Tamino desto mehr zu diesem Unternehmen zu entflammen, verspricht sie ihm diese Tochter dann zur Ehe; welches aber ihr wahrer Ernst nicht ist, da sie schon längst dem Monastatos von der Königin zur Gemahlin versprochen worden ist. Tamino schwört der Königin, alle Kräfte anzuwenden, ihr die geraubte Tochter wieder zu schaffen. Die Königin läßt ihm durch die Nymphen sagen, daß er sich bey seinem Abentheuer nur ganz auf die Leitung dreyer guten Genien verlassen sollte. Nun tritt er wirklich in Begleitung des Papageno (der Reichen, die, wie bekannt, darum, daß sie vor der Revolution so sehr vom Adel und der Geistlichkeit zurückgesetzt wurden, sehr gern durch ihren Einfluß die Staatsverände-

rung

rung bewirken halfen ) seine Reise in die Staaten des so sehr verschrienen Sarastro an. Aber wie erstaunt er, als er in diesem gerade das Gegentheil von dem findet, was er erwartet hatte! Sarastro ist zwar ein mächtiger und glänzender König, aber diese Macht und dieser Glanz sind nicht auf den Ruin der Unterthanen, nicht auf den Schweiß und das Blut seines Volks, sondern auf die beste Regierungsform gegründet, daher ihn auch seine Unterthanen innig lieben, und unter seinem weisen Szepter höchst glücklich sind. Er erscheint auf einem von wilden Thieren gezogenen Triumphwagen; anzudeuten, daß gesetzgebende Weisheit die natürliche Rohheit des Menschen mildert, und daß ihr die ganze Welt mit Freuden sich unterwirft.

Statt den Tamino, wie dieser glaubte, feindselig zu behandeln, kommt ihm Sarastro mit Liebe entgegen; sagt ihm, daß er von der Königin der Nacht betrogen, offenbar in sein Unglück rennen würde, wenn er Willens wäre, den Versuch zur Ausführung seines Vorsatzes zu wagen, und biethet ihm freywillig an, ihn in den Tempel der Ehre und Glückseligkeit zu führen, wenn er ihm folgen wollte. Tamino, gerührt von der Güte des treflichen Alten, überzeugt von der Wahrheit seiner Aeußerungen, überläßt sich nun mit ganzer Seele dem Sarastro; besonders da ihm dieser feyerlich

verspricht, ihm die holde Pamina zur Ehe zu geben. Sarastro beruft nun seine Priester zusammen, um ihnen vorzutragen, daß er den Tamino werth halte, in den Tempel der Ehre und des Glücks aufgenommen zu werden, und läßt sie darüber stimmen. Auch diese halten ihn einstimmig dessen würdig; ihre Verhandlungen darüber drücken sie durch weit schallende Sprachröhre aus, zum Zeichen, daß sie an den ganzen Erdboden gerichtet sind.

Auch erleuchten die Priester bey der Aufnahme des Tamino die grausenvollsten Örter mit Fackeln, anzudeuten, daß endlich auch die Fackel der Aufklärung in die finstersten Gegenden des Weltalls dringe. Ehe aber Tamino wirklich in den Tempel des Glücks gelangen kann, muß er sich alle die mühseligen Vorbereitungen gefallen lassen, welchen ein jeder Eingeweihte sich unterwerfen mußte.

Hieher gehört, das ihm auferlegte Schweigen, das Verweilen an grausenvollen Oertern, und endlich die fürchterliche Probe des Feuers und des Wassers. Alles das besteht Tamino, überzeugt von der Güte des alten Sarastro, mit dem standhaftesten Muthe, und wird endlich mit seiner Pamina in den Tempel des Glücks aufgenommen, wo sie seine Gattin wird. Sein Begleiter Papageno, der Anfangs, so lange das

Aben-

Abentheuer recht nach Wunsche gieng, gutes Muths, und selbst prahlerisch war, ist im Grunde ein schwacher und roher Mensch, der, so gern er auch glücklich seyn möchte, doch jede Anstrengung und Schwierigkeit haßt, und besonders sich nicht gern etwas versagt. Während Tamino geduldig alle auferlegten Proben aushält, denkt er nur auf seine plumpen Vergnügungen, fressen und sauffen. Er sieht indeß bald ein, daß alles dieß doch nicht wahrhaft glücklich macht, und will daher, seines Lebens satt und furchtsam vor kommenden Gefahren, sich aufhängen. Zur rechten Zeit wird er jedoch noch durch die guten Genien eines bessern belehrt, und giebt, wie wohl immer höchst ungern, dem alten Weibchen (der Gleichheit, als der ältesten Eigenschaft des menschlichen Geschlechtes) seine Hand, das sich nun wieder in ein holdes Mädchen verjüngt, und den Papageno glücklich macht.

Das auszeichnende an Papageno ist: schöne Federn über den ganzen Leib, wegen seiner Eitelkeit. Die Hirtenpfeiffe bezeichnet seine Rohheit, und das Glockenspiel, (wornach alles tanzen muß, als eine Wirkung des Reichthums) gleicht dem Schalle des Goldes, das in den Händen der Reichen zirkulirt.

Monastatos (die Emigranten) sucht auf alle Weise dem Glücke des Tamino Hindernisse in den

Weg

Weg zu legen, durch List und Trug, auch durch Gewalt; so daß er am Ende die Pamina gar tödten will. Aber Sarastro straft ihn dafür. Noch einmal rafft er seine letzten Kräfte, um mit der Königin der Nacht einen Sturm auf den Tempel des Glücks zu wagen; aber er wird mit ihr auf ewig in den Abgrund gestürzt, nachdem er vorher feyerlich geschworen hat, daß er mit seiner Geliebten und ihm an Schwärze gleichenden Königin stets verbunden bleiben wolle.

Die wilden Thiere, die auf die süßen Töne der Flöte ihre Wildheit auf einige Zeit ablegen, sind Löwen (Wappen der Niederlande) Leoparden, England; Adler, Oesterreich, Rußland und Preussen. Die übrigen bedeuten die kleinern Staaten.

---

Mancher wird sich vielleicht wundern, wie es möglich ist, daß eine Verbindung, oder vielmehr Verschwörung so lange unentdeckt blieb, die von dem ausserordentlichen Umfange war, und über so weitläufige Länder sich ausdehnte. Doch wenn man die Art und Weise kennen lernt, wie die furchtbare Kette an einander hieng, so begreift man es bald. Sehr lange dauerte es, ehe einer, der erst aufgenommen war, einen andern der Verbindung kennen lernte, als denjenigen, welcher ihn aufgenommen, und so auch jenen, welchen er selbst wiederum angeworben hatte. Die Bekanntschaft unter einan-

der war nicht wechselseitig. Nur die, welche an der Spitze der Verschwörung standen, übersahen die ganze Kette. Die untersten im Range hingegen, konnten nicht weit sehen. Daher kommt es auch, daß die Entdeckungen so langsam und allmählig geschehen, und daß manche, die vor einem Jahre schon hätten flüchten können, ganz ruhig auf ihrem Posten blieben, in der Ueberzeugung, daß man sie nicht der Finsterniß entreissen könnte, in welche sie sich hüllten. Man setze nun noch hinzu, daß sehr oft diejenigen, welche den Auftrag bekamen, sie zu entdecken, zu den Häuptern gehörten; und man wird sich gar nicht mehr wundern, wie sie sich verborgen halten konnten. So war zum Beyspiel ganz kürzlich einer der ersten Polizeybeamten in Lemberg entlarvt, und nach Wien geführt.

Schließlich muß ich noch anmerken, daß das Volk noch ganz und gar keinen Theil genommen hat, an diesen Verrätherenen und Verschwörungen. Im Gegentheile äußert es seinen lebhaften Unwillen darüber. Als der Körper Gillofsky's gehenkt ward, rief eine Stimme: „Seht, das ist Freyheit!“

„Die Gleichheit wird noch nachkommen,“ versetzte eine andere, „wenn erst alle Schurken, „so wie dieser hier, zwischen Himmel und „Erde hängen!“

Hier also, ihr Fürsten und ihr Völker, habt ihr das Gemälde einer Verschwörung, die man vielleicht

leicht zu den merkwürdigsten dieses Jahrhunderts zählen kann. Ihr seht, wie man euch beyde betrügen will. Auf den Trümmern eurer Sitze, ihr Fürsten! will man den tyrannischen Thron des teuflichsten Egoismus errichten, und euch Völker zu Spielwerken der niedrigsten Leidenschaften von Menschen machen, die euch tief verachten, und behaupten, daß es weder Tugend noch Laster, weder gute noch schlechte Handlungen giebt, wenn man nur seine Zwecke erreicht.

Liebet eure Völker, ihr Herrscher, und gebet Beweise davon, wie schon einige unter euch thaten. Dann wollen wir euch auch lieben, und mit unsern wenigen Kräften und Talenten euch thätig an die Hand gehen, um die arme, so oft betrogene Menschheit vor einem Ungeheuer zu bewahren, das mit den schönsten Namen prangt, und mit dem reizendsten Gewande sich schmückt, aber jedes Lebensglück zertrümmert und jede Tugend untergräbt. Seyd so gut, und verschließet recht tief in euer Herz die Worte, die ich mir jetzt erlaube euch zu sagen:

Jene unselig rasende Nation, die immer weiter und weiter mit Elend und Verderben unser geliebtes Vaterland überzieht, wird nicht eher in seinen mit Leichnamen erkauften Fortschritten gehemmt werden, bis sie auf Völker stößt, die stark und lebendig fühlen, daß sie für nichts geringeres streiten, als für ihr Glück und für die Schöpfer ihres Glücks.

Busse, Karl Friedrich August Wilhelm,

Walther der Deutsche Biographie eines berüchtigten Niedersachsens, welcher Dieb, Räuber, gebrandmarkter und geächteter Verbrecher, und doch ein redlicher Mann war

Holzminden 1798

Biogr. 1234
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067789-4
VD18 10606440